

weine bitterlich und schäme mich. Die Fahrt ging leidlich gut, nur hiess es auf einmal, dass wir Kurs auf Hamburg nehmen würden. Einen Augenblick setzte mein Herz aus. Hamburg! Ich Angsthase vor den Fliegerangriffen sollte nach Hamburg?! Ich konnte mir das nicht vorstellen und lebte noch immer in dem Wahn, die ABA wird uns nach Lübeck mitnehmen und dort ein neues Lager begründen. Ach Gott, ABA! Wie hat die uns jämmerlich verlassen! Die SS und Gestapo holte uns am Hamburger Hafen ab, und ich stieg ähnungslos in die "Grüne Minna". Die Hamburger wussten schon was "Fuhlsbüttel" bedeutete, ich aber war grenzenlos dumm; Gori, ganz ohne einen Kuss, ganz ohne einen Händedruck ging ich von Dir, trennten wir uns für immer auf dieser Welt, Gori. Gori, mir zerreist es das Herz, wenn ich an diese letzten Minuten denke. Du ahntest wohl, dass wir von der Gestapo in Empfang genommen werden sollten und sahst so still und ernst aus, hielst meine Hand und sahst mich so unendlich traurig und verzweifelt an. An einmal kam der Befehl, dass alle Frauen antreten sollten. Ich schnallte meinen Rucksack auf, wollte Dir noch einen Abschiedskuss geben und stand abwartend vor Dir. Du aber halfst einer Frau den Rucksack umschnallen, hattest kein Auge für mich und meintest, ich solle schon gehen und nicht den Weg versperren. Du kämst gleich zum Wagen nach. Und ich ging wirklich. Langsam und schwer, als ahnte ich die Schwere unseres letzten Beisammenseins. Du bist dann nie an den Wagen gekommen, Gori, und ich ~~bin~~ *bin* allein ~~mit~~ einem schrecklichen wehen und kaputten Herzen abgefahren. Gori, Du musstest sicher andern helfen und wieder war Dein Dienst und Deiner Pflicht wich-

Passage aus den Erinnerungen von Käte Frieß an ihre Deportation. Gori ist ihr Ehemann Georg

„Schiessen Sie mich nieder ...“

Erinnerungen einer Überlebenden an die Inhaftierungen im Polizeigefängnis Hamburg-Fuhlsbüttel und im „Arbeits-erziehungslager Nordmark“

1. Vorbemerkungen

Erinnerungsberichte vermitteln nicht nur ein Bild von der Tragweite nationalsozialistischer Deportations- und Vernichtungspläne für einzelne Menschen, sondern auch davon, wie sich dieses Erleben mit aller Macht in den Körper und in den Geist der Über- und Weiterlebenden einschrieb und deren Existenz danach bewusst oder unbewusst weiter formte. Nur wenige aus den Lagern und Ghettos zurückgekehrte Menschen fanden Worte für die traumatischen Erlebnisse und konnten Zeugnis ablegen über ihre Erfahrungen. Und obwohl an diesen überlieferten sprachlichen Manifestationen des Überlebens sich ganz konkrete Denk-, Gefühls- und Artikulationsvorgänge ablesen lassen, die tiefe Einblicke in die Lebenswelten der Schreibenden erlauben, stellt die linguistische und literaturwissenschaftliche Narrationsforschung der Überlebendenliteratur bis heute ein Desiderat dar.

Auch in den Geschichtswissenschaften führten schriftlich oder mündlich aufgezeichnete Augenzeugenberichte vor allen wegen der als unpräzise wahrgenommen historischen Angaben in den Erzählungen lange Zeit eine Randexistenz¹: Zeitzeuginnen der Shoah waren und sind – bis auf einige Ausnahmen – keine nur an verifizierbaren Fakten orientierte Historikerinnen; natürlich gibt es gerade in der Mehrheit der frühen Berichte historische Irrtümer, falsche Annahmen, Personen-, Orts- oder Zeitverwechslungen, wie auch nicht? Keiner der SS-Ärzte trug während der Selektionen an der Rampe in Auschwitz-Birkenau ein Namensschild an der Uniform, und nur den wenigsten Häftlingen stand in den Lagern eine Uhr oder ein Kalender zur Verfügung.

Historische Unstimmigkeiten bedeuten jedoch nicht, dass die ganze Erzählung an „Wert“ verliert oder gar ihre „Unbrauchbarkeit“ beweist, sondern nur, dass sie in einen größeren historischen Kontext eingebettet werden sollte. Umso mehr, als bei dieser Zusammenführung verschiedenster Bruchstücke von Zeugnissen des Genozids der schreibenden Augenzeugin die Möglichkeit gegeben wird, mit ihrer eigenen Stimme und in ihren eige-



Quelle: Serry-Adler-Album, Johann-Stallt-Zentrum Würzburg

Das einzige erhaltene Foto von Georg und Käte Frieß, im Frühjahr 1941 in Steinbachstal bei Würzburg entstanden

nen Worten von der überlebten Extremerfahrung zu berichten. Eine Stimme, die nach dem Willen der Nationalsozialisten gar nicht mehr Zeugnis ablegen hätte sollen.

Der folgende Aufsatz versucht sich über einen einzelnen Erinnerungsbericht² dem Schicksal der deutschen Jüdin Käte Frieß anzunähern, indem zunächst einmal die Deportationsstationen der Schreibenden nachgezeichnet werden: Zusammen mit ihrem Mann wurde Frieß schon im Herbst 1941 in den Osten deportiert und musste fast dreieinhalb Jahre in verschiedenen nationalsozialistischen Lagern Zwangsarbeit leisten.

In einem zweiten Teil werden die prägnantesten narrativen Merkmale des Textes vorgestellt, der schon sehr kurz nach ihrer Befreiung entstand und in den verschiedenen Phasen seiner Niederschrift durch veränderte Wissensstände zwangsläufig einem Funktionswandel unterworfen war. Um die authentische Stimme in dem Bericht zu bergen und ein Gefühl sowohl für Erzähl- und

Argumentationsstrukturen als auch für die (re)konstruierende Perspektive der Schreibenden zu vermitteln, werden daran anschließend einzelne Passagen vorgestellt und mit der historisch kontextualisierenden Perspektive ergänzend zusammengeführt.

Ein Teil der hier zusammengefassten und vorgestellten Erkenntnisse geht auf die 2015 am Touro College Berlin abgelegten MA-Arbeit zurück, in der die Autorin den digitalisierten Bericht einer historischen und kommunikativen Analyse unterzog.³

2. Von Würzburg über Riga nach Kiel – das Deportationsschicksal von Käte und Georg Frieß

Die 1921 in Stettin geborene und in einem evangelisch geprägten Haushalt aufgewachsene Käte Solms war die Tochter des jüdischen Kleiderfabrikanten Bruno Solms, der seinen Glauben jedoch nicht praktizierte. Die Familie lebte vor dem Machtantritt der Nationalsozialisten in wohlhabenden Verhältnissen, erlebte aber ab Mitte der 1930er-Jahre durch zunehmende wirtschaftliche Isolierung einen sozialen Abstieg.

Nachdem Käte Solms eine Ausbildung zur Stenotypistin beendet hatte, lernte sie Anfang 1939 den 1913 geborenen Georg Frieß kennen, der ebenfalls aus einem christlich-jüdisch Elternhaus stammte.⁴ Georg Frieß war Lehrer an der Israelitischen Volksschule in Würzburg und kurz zuvor nach einer zweimonatigen Haft aus dem Konzentrationslager Buchenwald entlassen worden, in welches er zusammen mit ca. 2.000 anderen jüdischen Männern nach der Reichspogromnacht verschleppt worden war. Frieß und Solms heirateten am 31. Dezember 1940, und im darauf folgenden Februar zog Käte Frieß zu ihrem Mann nach Würzburg.

Als Mitte Oktober 1941 die Massendeportationen der Juden aus dem Reich, Österreich und dem Protektorat nach Litzmannstadt, Minsk, Kowno und Riga begannen, gerieten auch die Frießens ins Räderwerk der im großen Stil geplanten Abschiebungen nach dem Osten. Zusammen mit 200 anderen jüdischen Männern und Frauen aus Würzburg wurde das Ehepaar am 27. November nach Nürnberg deportiert, wo in der Nähe des Reichsparteitagsgeländes das Lager Langwasser zur Sammlung und Zentralisierung aller aus Franken zu deportierenden Menschen genutzt wurde. Von dort aus ging der Transport mit 1.008 Menschen am 29. November nach Riga, wo er Anfang Dezember zwischen zwei großen Erschießungsaktionen eintraf, mit denen Einsatzkräfte der Sicherheitspolizei und des SD das Ghetto für die ankommenden deutschen Deportationszüge zu leeren versuchten.⁵

Bei bitterster Kälte mussten die aus dem Süden des Reiches deportierten Menschen zum Gut Jungfernhof laufen, einem südöstlich der Stadt gelegenen, von der SS gepachteten Gehöft.⁶ Das Ehepaar Frieß wurde dort mit hunderten anderen deutschen Juden und Jüdinnen zur agrarwirtschaftlichen Zwangsarbeit eingesetzt und blieb bis April 1943, als es ins Ghetto von Riga verlegt wurde. Im Rigaer Ghetto wurde Georg Frieß Angehöriger des Jüdischen Ordnungsdienstes, und sowohl er als auch seine Frau leisteten textile Instandsetzungs- und Sortierarbeiten für das Armeebekleidungsamt der Wehrmacht. Als sich im Herbst 1944 die Rote Armee der besetzten baltischen Stadt näherte, wurden die letzten jüdischen Zwangsarbeiter nicht – wie ihre Schicksalsgenossinnen vorher – noch in das Lager Stutthof bei Danzig, sondern mit dem Schiff in das ebenfalls in Lettland gelegene Libau „evakuiert“. Von dort wurde das Ehepaar Frieß im Februar 1945 erneut mit dem Schiff nach Hamburg transportiert und dort im Polizeigefängnis Fuhlsbüttel inhaftiert.

Am Hamburger Hafen sah Käte Frieß ihren Mann zum letzten Mal; er wurde im März 1945 von Fuhlsbüttel mit einem Häftlingstransport in das Konzentrationslager Bergen-Belsen geschickt und starb dort sehr bald aufgrund der völlig unzureichenden Versorgungslage an Typhus. Käte Frieß wurde mit den letzten in Fuhlsbüttel verbliebenen Häftlingen Mitte

April von Hamburg nach Kiel in Marsch gesetzt und erreichte nach drei Tagen am 15. April das „Arbeitserziehungslager Nordmark“. Hier wurde sie Anfang Mai befreit und mit den „Weißen Bussen“ des Dänischen Roten Kreuzes im Rahmen der Rettungsaktion von Graf Folke Bernadotte in ein Flüchtlingslager in dem kleinen Ort Holsbybrunn bei Jönköping in Mittelschweden gebracht.

3. „Meinem Gori gewidmet“

In Holsbybrunn beginnt die junge Frau am 22. Juni 1945 auf einer Schreibmaschine ihre Erinnerungen an die letzten Jahre in Gefangenschaft zu tippen, die am Ende 136 Seiten umfassen und mit dem Titel „Meinem Gori gewidmet“ versehen werden. „Gori“ – der Spitzname Georgs – ist dann im Bericht auch der in der Vorstellung beständig anwesende Ansprechpartner, für und mit dem die Auseinandersetzung mit der unmittelbar erlebten Vergangenheit stattfindet. Die gesamte Binnenhandlung des Berichts ist fragmentiert und setzt sich aus den tagebuchartigen Schilderungen der erlebten Ereignisse der letzten dreieinhalb Jahre und dem aktuellen Geschehen im Juni/Juli 1945 zusammen. Es führt zwar ein kohärenter Erzählstrang durch die „Evakuierungsjahre“, doch das ist nur eine ungefähre Orientierungsschnur: Tatsächlich gruppiert sich die chronologische Darstellung um Georg Frieß. An den Handlungen seiner Person bricht sie sich und erfährt weiteren Antrieb, er ist das Schlüsselthema, die Essenz der vergangenen Erfahrungen und der Punkt, auf den sich alle gegenwärtigen Emotionen richten.

Immer wieder finden sich in den niedergelegten Zeilen zum Beispiel Sätze wie diese: „Es ist, als käme ich dir jetzt entgegen gestürzt, würde Dir einen lieben Kuss auf Deinen Mund drücken, ein bisschen schmusen und Dir von meiner Freude erzählen. Gori, Du wirst immer bei mir sein, und all mein Leid wird in diese Zeilen wandern, und ich werde immer mit Dir erzählen müssen und Rat und Trost bei Dirch [sic] suchen.“⁷

Die Berichterstattung erfüllt für die Schreibende mehrere, ineinander übergehende und einander bedingende Funktionen im Hier und Jetzt des Sommers 1945: Nicht nur gießt sie also die tief an ihr nagende Ungewissheit über den Verbleib ihres Mannes in eine imaginierte Interaktions- und Bestätigungsform, sondern es geht vor allem auch darum, dem Menschen, der ihr in den letzten Jahren am nächsten gewesen ist und der ihr Schicksal im wahrsten Sinne des Wortes geteilt hat, als Zeugen der eigenen Erfahrung anzusprechen, um sich des Erlebten selbst zu vergewissern. Mehr noch, es ist ebenso der frühe Versuch einer Verarbeitung und Einordnung der Geschehnisse in einen Sinnrahmen und eine Bewältigung einmal des durch-

lebten Leides und vor allem im späteren Verlauf des Berichts des Todes von „Gori“: denn ab dem Mittelteil der Aufzeichnungen ändert sich der Charakter ihrer persönlichen Schreibmotivation zwangsläufig.

Als nach Kriegsende immer mehr jüdische Flüchtlinge nach Schweden gelangen, befinden sich unter den Ankommenden auch Leidensgenossen ihres Mannes aus Bergen-Belsen, die ihr die Nachricht von seinem Tod überbringen. Käte Frieß bricht daraufhin völlig zusammen und kann sich erst nach einer Woche wieder dazu durchringen, den Bericht fortzuführen. Es ist gerade der erste Eintrag nach dieser Todesnachricht, der zu den eindrücklichsten und traurigsten der Erinnerungen gehört, weil er in seiner sprachlichen Unmittelbarkeit über den Identitätsbruch Auskunft gibt, in den die Gewissheit vom sinnlosen Tod Georgs seine zurückgebliebene Frau stürzte.

Käte Frieß spürte, bewusst oder unbewusst, dass sein Verlust, welcher wie ein zerstörerisches schwarzes Loch wirkte, mit allen Mitteln überwunden werden musste, damit sie weiterleben konnte. Es war für sie die als am dichtesten und intensivsten empfundene Bedrohung ihres Selbst, die nicht nur im übertragenen Sinne über die Zeit der Lebensgefahr in den nationalsozialistischen Haftstätten hinweg strahlte.⁸

Gegen Ende ihrer Aufzeichnungen Mitte Juli 1945 weist ihre Kommunikation mit Georg Frieß immer mehr Merkmale einer Verabschiedung auf, und es kommt zu einer parallel dazu stattfindenden Übertragung der Sehnsucht nach familiärer Wiedervereinigung von ihrem Mann auf ihre Eltern. Tatsächlich überlebten beide Elternteile den Krieg; der 1880 geborene Bruno Solms wurde wohl nur deswegen nicht deportiert, weil er unter dem Schutz seiner christlich-jüdischen „Mischehe“ stand und seine Frau sich nicht von ihm scheiden ließ.

Käte Frieß heiratete noch in Holsbybrunn am 27. August 1945 den lettischen Arzt Hirsch Javitsch, dessen Familie bei den großen Erschießungsaktionen in Riga 1941 ermordet worden war. Beide wanderten zwei Monate später in die USA aus und ließen sich in Los Angeles nieder. Käte Frieß starb im Jahr 1997 und gehörte nach Angaben ihrer Mutter zeitlebens zu den KZ-Insassen, die im Familienkreis über ihre Erfahrungen „überhaupt nicht reden mögen“.⁹ Ihre schon so früh niederlegten Aufzeichnungen bleiben somit die einzig erhaltene Quelle ihres Deportations- und Lagerschicksals sowie ein eindrückliches Beispiel ihres selbstforcierten Versuches, den Tod eines nahe stehenden Menschen zu bewältigen.

4. Das Polizeigefängnis Hamburg-Fuhlsbüttel und die Inhaftierung im „Arbeitserziehungslager Nordmark“

Der überlieferte Bericht hat darüber hinaus natürlich auch einen dokumentarischen Charakter, der mit einer großen faktenorientierten Detailfülle in mehrheitlich chronologischer Abfolge von der Odyssee durch verschiedene Haftstätten erzählt, angefangen bei dem Einfinden in der Sammelstelle in Würzburg über Riga, Libau, Fuhlsbüttel und Kiel bis schließlich dem Ende im Flüchtlingslager Holsbybrunn am 18. Juli 1945. Die Schilderungen aus der Lagerzeit fokussieren mehrheitlich auf das Zusammen- und das damit verbundene Zwangsarbeiterleben mit ihrem Mann und die Wahrnehmung des sozialen Umfelds an den jeweiligen Haftorten.

Im folgenden Abschnitt soll in Auszügen aus dem Erinnerungsbericht der Zeitzugin in kleineren Sequenzen in deren eigenen Worten von ihrem Marsch zum „Arbeitserziehungslager Nordmark“, ihrer Inhaftierung dort und ihrer Befreiung berichtet werden.¹⁰ Es handelt sich hierbei nur um eine schlaglichtartige Auswahl einzelner Passagen, angefangen vom Beginn der Haftzeit in Hamburg-Fuhlsbüttel über den „Evakuierungsmarsch“ nach Kiel und bis zur Inhaftierung im „Arbeitserziehungslager Nordmark“.

4.1. Polizeigefängnis Hamburg-Fuhlsbüttel

„Die SS und Gestapo holte uns am Hamburger Hafen ab, und ich stieg ahnungslos in die „Grüne Minna“. Die Hamburger wussten schon was „Fuhlsbüttel“ bedeutete, ich aber war grenzenlos dumm. [...] Als ich nun das erste Mal durch Hamburg fuhr, hat es mir doch einen tiefen Riss ins Herz gegeben, als ich die schrecklich verwüstete Stadt wiedersah. Nur Trümmer sah ich, ganze Strassenzüge waren restlos abgemäht, und der Tod hatte grauenvoll dort gewütet. Mir grauste, wenn ich die Trümmer sah und an die da verschütteten Menschen denken musste. Wie ein Wunder war der ganze, grosse Häuserkomplex [sic] in Fuhlsbüttel noch vollkommen unversehrt. Nicht eine Scheibe war entzwei, und das gab mir etwas Mut und Hoffnung, das die Feinde vielleicht doch wussten, dass dort viel Unschuldige dahinsiechten. Den ersten Abend wurden wir gleich in eine Zelle gesteckt zu 10 Personen und gleich begrüßte uns auch die Sirene. Ich zitterte und bebte, und meine liebe Grete B.¹¹ hatte viel Mühe mit mir, mich wieder zu beruhigen. Ich war doch so verwöhnt und habe bei dem schlimmsten Schießen meinen Kopf stets an Gori's Brust versteckt, sein liebes Herz ruhig und stark klopfen hören und mich bei ihm geborgen und behütet gefühlt. Ach, Gori, wie schwer war es doch allein mit meiner schrecklichen Angst fertig zu werden!



Zuchthaus und Konzentrationslager Fuhlsbüttel am Nordrand Hamburgs

Zwei Alarme erwarteten uns am ersten Abend während wir kontrolliert wurden. Wir mussten uns erst mal wieder nackt ausziehen und sind nur mit einem dünnen Sträflingskleid bekleidet einen dunklen Flur entlang geschubst worden. Ein Türschloss knackte, und wir landeten durch einen Stoss der Wärterin in einem Raum, der stockdunkel war. Ich tastete mich vorwärts und rief nach meinen Freundinnen. Irgendwoher erklang leis eine Antwort, und man machte mir klar, ich möge mich irgendwohin schlafen legen. Lich [sic] gäbe es nicht, und die Wärterin käme alle Minute lang nachschauen. Ich befühlte die Gegenstände in meiner Nähe und entdeckte so etwas wie einen Tisch. Ich legte mich auf das Holz und schlief nur mit meinem dünnen Mäntelchen bedeckt fest und tief ein. Ich war so erschöpft nach all der letzten Anstrengungen, dass mir das Getrenntsein von meinem Gori noch gar nicht so Recht zu Bewusstsein kam.

Im Morgengrauen erkannte ich dann, dass man uns 87 Frauen alle in einen grossen, hellen Raum untergebracht hatte. Es waren nur 2 mal 36 Doppelkojen vorhanden, und ich schlief mit noch einigen jede Nacht auf dem Tisch. Das harte Holz war ich gewohnt und es tat mir nichts. Über jeder Koje hing ein Wandschränkchen, in der Mitte des Raumes stand ein grosser Tisch und einige Hocker. An den Wänden waren verschiedene Gucklöcher, durch die man uns beobachtete. Eine Hausordnung hing an

der Wand und entsetzlich vergitterte Fenster zeigten ein bisschen davon, was man Freiheit nannte.

Am 25. Februar 1945 sind wir ins Gefängnis eingeliefert worden und am 11. April hat man uns zu Fuss ins KZ-Lager Kiel geschickt. Jetzt ist es eine so geringe Zeit, wenn ich es niederschreibe und doch war sie so entsetzlich, weil sie für uns so ziellos war, und wir nie ahnten, wann dieses Elend mal ein Ende haben würde. Das ist immer bei allem Schweren das Grauensvollste gewesen, dass wir für endlose Zeiten dahindämmern mussten und kein Ende vor Augen haben würden. Das ist mit der schrecklichsten Zustand, den ich kenne und wer ihn nie zu erleben brauchte, kann mich sicher so garnicht [sic] recht verstehen. Aber ich lebte damals noch immer in dem Glauben, Du, mein Gori seiest nebenan in dem Männer-Gefängnis untergebracht und nur eine böse Mauer trennte uns. Ich hab immer in dem festen Glauben gelebt und hätte wohl nie ertragen können, wenn man mir damals dein Ableben mitgeteilt hätte ... So lebte ich hier in der Hoffnung, Dich nebenan zu wissen, und es gab mir den Mut, tapfer zlls [sic] auf mich zu nehmen.

An diese Gefängniszeit erinnere ich mich immer mit besonderem Grauen. Obwohl wir es dort leidlich hatten, kann ich gar nicht beschreiben, was Gefängnis heisst! Dieser ewige Duft nach Gewürzen, die die Mädels abwogen und in Tüten füllten, dieses ewige Klirren von den Schlüsselbunden, die kleinen festen Schritte der Wärterinnen, das Knacken, wenn der Schlüssel sich im Schlüsselloch herumdreht, und das Aufklappen der grossen Essensgefässe. Wie hassten wir die grellen und schrillen Stimmen der Wärterinnen, wenn sie unsere Saalnummern riefen, um die anderen wachhabenden Beamtinnen zu benachrichtigen. Wie starrten wir alle stets sehnsüchtig durch das kleine Fenster, das kein Milchglas hatte und uns ein wenig den blauen Himmel und die Sonne zeigte! Wie atmeten wir durstig die frische Luft ein, die durch das Gitter zu uns drang! Ich hab noch nirgends so empfunden, was Gefangenschaft heisst. Was es heisst, in einem Raum – uns schien es – für unendliche Zeiten eingesperrt zu sein. Ich habe noch nie solchen Drang nach Freiheit und Luft verspürt! Ich zählte die Minuten bis die tägliche Freistunde nahte. Es war keine Stunde. Wir durften nur ca. 20 Minuten im Kreis auf dem Gefängnishof herumgehen. Zimmer [sic] zwei und zwei, in gleichem Abstand, mäuschenstill im Gleichschritt. Hätten wir ein Wort gesprochen, wäre Essenentzug unsere Strafe gewesen. Wie ein armes Zirkuspferd kam ich mir vor, das stumpfsinnig dahintrabte, immer rundherum ohne Ende ohne Ziel ...

Mir stand so deutlich die Fidelio-Szene vor Augen, wie die Gefangenen einmal täglich ans Licht geführt wurden und von der Sonnenhelle geblendet, ins Tageslicht blinzelten. Sie streckten die Arme aus und atmeten gierig

die saubere, schöne Luft ein. Ich glaube, diese Empfindungen werde ich nie wiedergeben können, sie sitzen zur [sic] tief im Herzen drin und schnüren es fest zu ...

Wie oft sind wir auch um unser bisschen Luftschnappen gekommen, wenn es regnete, oder Sonntag war oder leider – wie so häufig – uns die Sirene wieder nach oben rief. Ich glaube, keiner kann sich in die Lage denken, wie einem zu Mute ist, wenn man bei einem so bösen und todbringenden Fliegerangriff in einem Raum eingesperrt ist! Wir flüchteten alle ängstlich an die Türe und rüttelten an ihr. Aber die war fest verschlossen, und nur das Toben der Wachtposten antwortete uns. Die feste Tür gab nur nach, wenn die Bomben niederrasselten und das ganze Gebäude in seinen Grundfesten erzitterte.

Es war fürchterlich, wie tief die englischen Flieger flogen, und wie genau wir ihre Motoren summen hören konnten. Wir zählten die Einschläge der Bomben, und unsere Fensterscheiben klirrten den Takt dazu. Ich lehnte meinen Kopf stets an die Türe, faltete die Hände und betete das Unsinnigste in diesen Augenblicken des Todes. Ich rief nach Dir, mein Gori, beschwor meine Mutter, und dann wieder ergab ich mich dumpf und teilnahmslos in mein Schicksal. Ich konnte mich von einem Alarm bis zum anderen kaum erholen, ich zitterte noch Stunden nachdem. Ich kenne Hamburg nur im Alarm-Zustand, nachts gab es einige wenige Stunden, in denen wir versuchten, ein bisschen zu schlafen bis uns das Brummen und Surren der Flieger wieder emporschreckte. Mir ist heute noch nicht klar, wie ich aus diesem Trümmerfeld von Hamburg heil herauskommen konnte! Und immer und immer ahnte ich meinen Gori nebenan und wusste, dass er in diesen Augenblick nur an seine Teddy¹² denken würde. Ich wusste ja nicht, Liebster, dass Dich nach 10 Tagen schon die kalte Erde deckte, und ich einsam und verlassen war ... Wie gut, ich wusste nichts ...

Wir Frauen bekamen Nährarbeiten, während die Männer schwere Kisten mit Munition auf dem Rücken vom Bahnhof zum Gefängnis täglich schleppen mussten. Sie brachen fast zusammen, wenn sie täglich diesen Weg 6 mal entlang getrieben wurden. Armer, geliebter Gori, mit gesenktem Kopf, müde und traurig, sehe ich Dich gebeugt mit dieser schrecklichen Last auf dem Rücken, dahinschleichen. Damals war schon Deine einstmal berühmte Kraft gebrochen, und Du konntest ja nicht auch noch Bergen-Belsen durchhalten! Aber Ihr Männer habt uns unseren guten Namen gegeben, dass die Wärterinnen leidlich zu uns waren und manches Mal versuchten, uns ein bisschen mehr Essen hineinzuschummeln. Habt Dank, Ihr Männer, dass Ihr durch Eure Arbeit uns helfet das Schwere zu ertragen.

Das Essen war jämmerlich. Drei dünne Scheiben Brot gab es täglich, Kaffee und Suppe. Damals habe ich mich geübt, das Brot in ganz dünne

Scheibchen zu schneiden und bildete mir dann ein, es wäre mehr. Wie dumm, ich betrog mich selber und hatte doch so längere Zeit davon.

Ein einziges Mal hatte uns eine Wärterin früh nach unten geführt, und wir sahen versehentlich drei Männer von den unsrigen, die im Hof Gartenarbeit verrichteten. Ich kann den erschütternden Anblick nicht wiedergeben. Mir traten die Tränen in die Augen, und ich lächelte doch tapfer, damit die Männer meinem Gori ausrichten sollten, sie hätten mich froh und gesund gesehen. Teddylein, Du armes Mädchen, die Männer konnten es Deinem Gori nicht mehr ausrichten, er war schon lange nicht mehr bei ihnen ... Wie oft haben wir zwei Hocker aufeinandergestellt, um so ein wenig durch das hohe Fenster hinausschauen zu können. Wenn wir Glück hatten, sahen wir einige Männer im Hof bei der Gartenarbeit. Sie wechselten sich ab, und es gab stets einen Freudenrausch, wenn die Mütter ihre Söhne oder die Frauen ihre Männer sehen konnten. So bescheiden, glücklich und dankbar waren wir schon, wenn wir nur unsere Männer sehen konnten.

Zwei unserer Mädels arbeiteten in einer anderen Zelle an der Nähmaschine, die eine Etage höher lag. Die Mädels konnten von dort aus durch ein winziges Fensterchen einen Blick auf die Strasse werfen und hatten manches Mal das Glück, die ein- und ausmarschierenden Kolonnen von unseren Männern zu sehen. Wie oft bin ich aufgeregt zu Ruth¹³ geeilt und habe mit Herzklopfen gefragt, ob sie meinen Gori gesehen habe. Immer hat sie mir meine Frage bejaht, und doch war er schon nicht mehr, aber ich bin dann jedes Mal beruhigt gewesen, wenn die Ruth meinen Gori nach einem bösen Fliegeralarm gesund wiedergesehen hatte. Ruth, ich danke Dir für diesen Dienst. Du hast mir viel damit in dieser Zeit geholfen. Du tatest es zwar unwissend und glaubtest wirklich meinen Gori in der grossen Kolonne herauszukennen. –

So lebte ich im Gefängnis dahin, immer mit der grossen Sehnsucht nach der Freiheit und immer noch in dem dummen Glauben, die ABA [das Armeebekleidungsamt, Anm. d. V.] könnte uns wieder von diesem Übel erlösen. Denn ich höre noch Müllers Worte beim Abschied. Die ABA würde sich bemühen, ihre neue Niederlassung in Lübeck zu gründen und man würde uns dann aus Hamburg abholen. Wir sollten uns gedulden, denn die GESTAPO habe uns in Hamburg abgefangen und würde uns vorläufig dort unterbringen, bis die ABA-Angelegenheit erledigt wäre. Wir glaubten natürlich wieder alles und können heute noch warten, dass uns die ABA aus dem Hamburger Polizeigefängnis befreit.“¹⁴



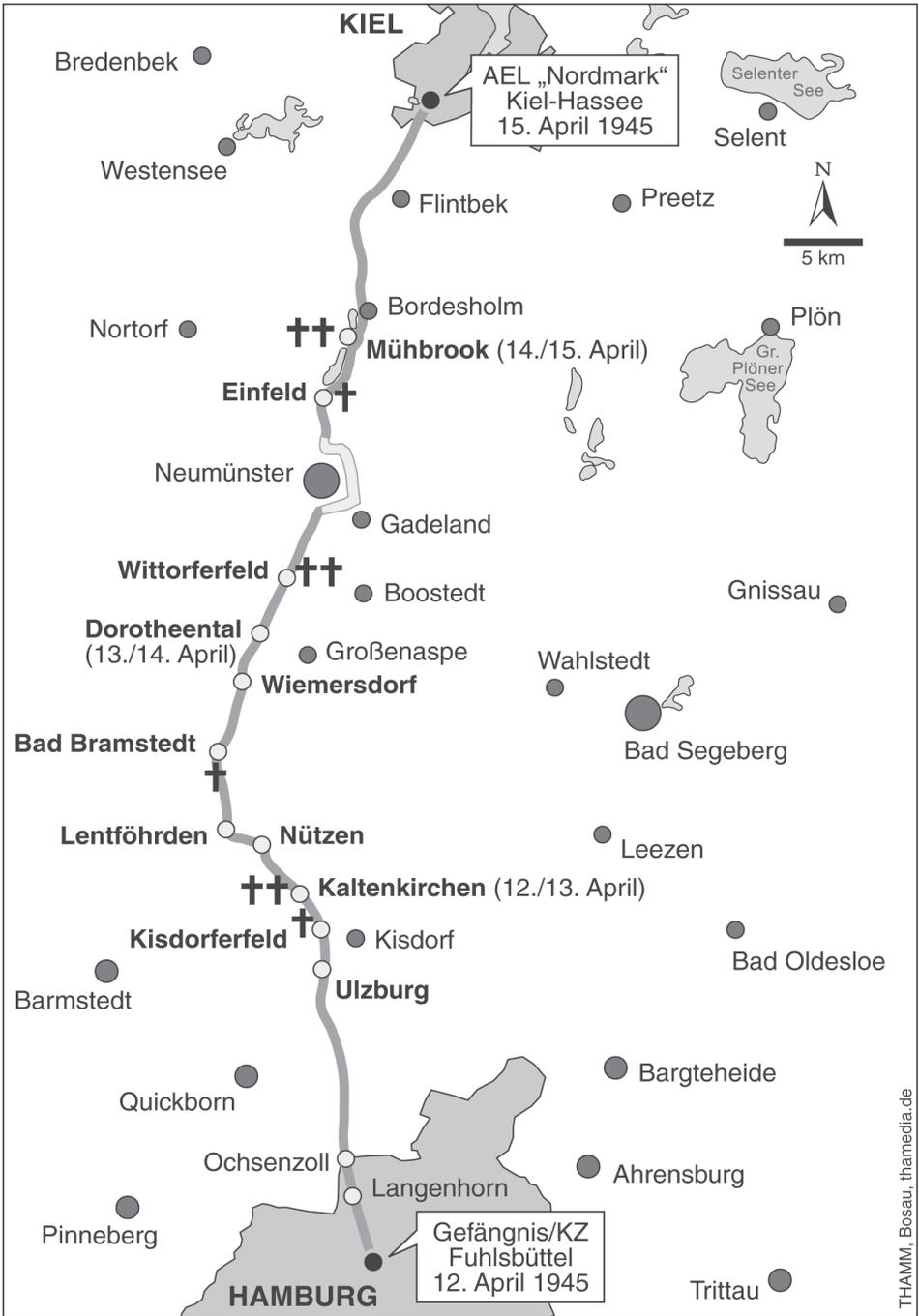
Foto: Uwe Fentschahm

Hof von Bernhard Möller in Kaltenkirchen, Nachtquartier des ersten Marschtags (Foto 2004)

4.2. „Evakuierungsmarsch“ von Hamburg nach Kiel

„Eines Tages dann schaute man uns genau auf die Füße, und wir waren beunruhigt. In Wirklichkeit wollte man unser Schuhwerk prüfen, ob es einen langen Weg durchhalten würde. Der Befehl erging am 11. April morgens 6 Uhr marschbereit anzutreten. [...] Als wir also an dem besagten Morgen antraten, war ich beruhigt, als man uns Marschverpflegung in die Hand drückte und uns sagte, unsere Männer kämen in einem gewissen Abstand nach uns. Mein Glück war unbeschreiblich, und ich wanderte fröhlich und beschwingt meinen schwersten Weg, den ich je gegangen bin. Bitte, könnt Ihr Euch vorstellen, was es heisst 38 Kilometer an einem Tag zu Fuss und mit hungrigem Magen zurückzulegen? Neben sich die SS und unzählige Posten mit Gewehren. Uns wurde gleich eröffnet, wer am Wege liegen blieb, würde rücksichtslos erschossen. Dieser erste Tag wird mir ewig unvergessen sein! Dabei hatte ich doch – dank meinem Gori, der noch in Riga gute und feste Stiefel für mich besorgt hatte – gutes Schuhwerk. Ich hab nie gewusst, dass Gehen so schmerzhaft sein könnte.

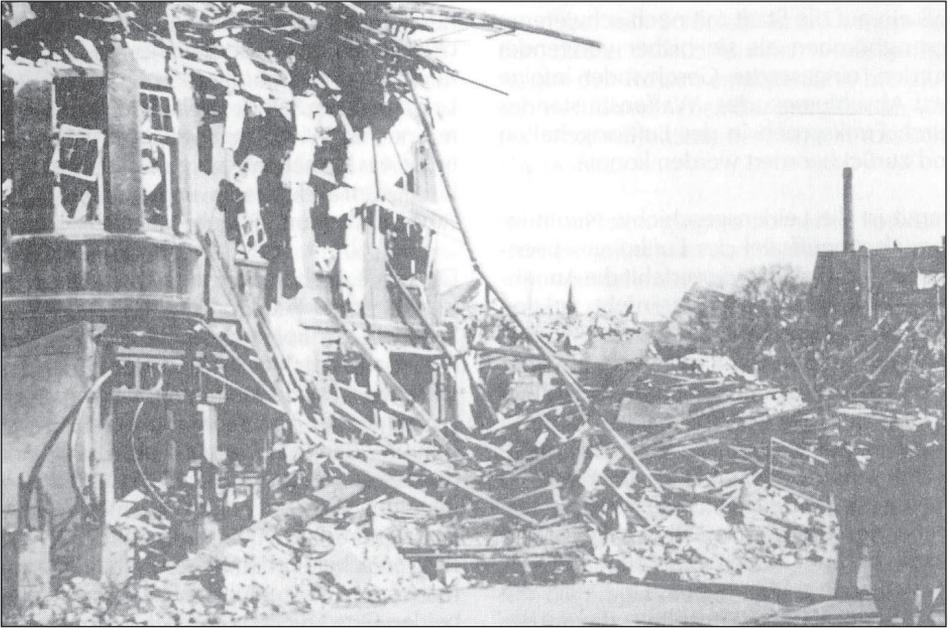
Als wir abends in einer Scheune, die die SS für uns bereit gestellt hatte, eine Leiter hinaufklettern sollten, konnte ich kaum noch meine Füße bewegen. Solch einen Muskelkater hatte ich, und die Nacht konnte ich vor Schmerzen in den Leisten nicht einschlafen und wälzte mich stöhnend hin



und her auf meinem Strohlager. Ich schlief so wie ich war, nicht einmal die Schuhe zog ich aus, denn ich ahnte sehr richtig, dass meine Füße geschwollen waren, und ich am Morgen nie in einen Schuh hineingekommen wäre.

Den nächsten Tag schafften wir knapp die Hälfte der Kilometerzahl, die wir am Vortag zurückgelegt hatten. Wir übernachteten wieder in einer Scheune, und die Flieger sind noch nie so tief und dröhnend über uns geflogen, wie ich es in dieser Scheune gespürt habe. Ich meinte die Tommys streiften das Scheunendach und faltete meine Hände. Zum Beten war ich aber zu müde und schlief trotz aller Angst erschöpft und mutlos ein. Die Engländer taten uns nichts, sie überflogen nur den kleinen Ort und wussten wohl, dass dort arme, geplagte Menschenkinder ausruhten. Mitten auf der Strasse konnte ich nicht mehr weiter, setzte mich an einen Strassengraben und zog mit einem mutigen Ruck meinem Schuh vom Fuss. Er schmerzte wahnsinnig und mein Strumpf war eine blutige, rote Masse. Ich weiss heute wirklich noch nicht, wie ich diesen Weg bis nach Kiel mit meinen blutigen Füßen geschafft habe. Ich hängte mich an die Arme meiner Freundinnen, die selbst hinkten und wundgelaufene Füße hatten. Die Tränen rannen bitterlich, und ich sah kaum noch den Weg. Ich schleppte mich vorwärts und war immer dicht dran, zu dem SS-Mann zu gehen und ihn zu bitten „Schliessen Sie mich nieder. Ich kann nicht mehr“. [...]

Ich wanderte und wanderte diese endlose Strasse entlang. Entlang an sonnigen, stillen Häuschen, entlang am Glück, entlang am Frieden, denn die Bomben hatten diese schöne Landschaft zwischen Hamburg und Kiel noch nicht gestreift und alles lag in sonnigster Ruhe. Ich wanderte durch Strassen und Dörfer und zählte kummervoll jeden Kilometerstein, der den Weg nach Kiel wies. Ich wünschte dieses Kiel herbei und habe es doch später so bitter bereut. Lieber den Weg nocheinmal [sic] zurücklegen als dieses KZ-Lager Kiel erleben müssen. Die Menschen starrten unseren traurigen Zug in den Städten und Dörfern neugierig und auch mitleidvoll an. Wir mussten auch einen schrecklichen Anblick bieten! So verweint, verzweifelt, verstaubt schlepten wir uns vorwärts. Getrieben von der SS. Es war ein Zug des Jammers. Wir waren die ewig wandernden Juden, ziellos – heimatlos. [...] Nichts blieb uns auf dem Weg erspart. Nichts! Selbst einen entsetzlichen Fliegerangriff mussten wir auf offener Strasse mitmachen, denn kein Mensch hätte uns verschmutzte Juden in einem Luftschutzkeller aufgenommen. Aber Gottes Hand war über uns als wir in einem Strassengraben lagen und mit der Erde in die Höhe flogen, wenn die Bomben einschlugen. Ich hatte nur vor den Tieffliegern Angst und duckte mich etwas in den Schutz



Quelle: Helmut Müller, Als unser Leben Kleiholz war, Neumünster 1987



Quelle: Helmut Müller, Als unser Leben Kleiholz war, Neumünster 1987

Bombardierung von Neumünster im April 1945: oben die zerstörte Straße Kleinflecken, unten die Schäden in Großflecken



Drittes Nachtquartier in Mühbrook: links der ehemalige Hof Lütje, rechts die ehemals Schurbohsche Scheune (Foto 2004)

von einem Strauch. Es ist geradezu zum Lachen, dass uns Wenigen auf offener Strasse nichts geschah, während wir Zeugen von dem Angriff waren, der Neumünster vollends verwüstete und in Schutt und Asche legte. –

Nachdem wir die erste Nacht in einer Scheune verbracht hatten, wurde uns morgens erklärt, wenn wir abmarschieren, würden wir unseren Männern begegnen, die nach uns kamen und nun in dieser Scheune ein wenig Schlaf nachholen wollten. Wie merkwürdig, ich war kein bisschen freudig bewegt und hatte kein gutes Gefühl. Und bisher hat sich die Teddy immer auf Ihr Gefühl verlassen können, es hat sie noch nie betrogen. Wir sahen unsere Männer anmarschieren, und nur der Arzt und ein Sanitäter durften zu unserer Frauenkolonne kommen. Im Nu flüsterte es sich herum, dass ca. 56 Männer fehlten, die man vor ca. 4 Wochen nach Bergen-Belsen verschickt hatte, mit der Begründung wir alle sollten ebenfalls dahinkommen. Das hat sich aber später dann zerschlagen, und die restlichen Männer sind mit uns nach Kiel marschiert. Mein Gori musste natürlich bei den ersten sein und mir so voreilig nach Bergen-Belsen davonlaufen. Du böser, wilder Junge, Gori! Was hast Du nur Deiner Teddy angetan. Damals stürzte ich gleich auf unseren Arzt zu und legte ihm gleich die Antwort in den Mund „Nicht wahr, mein Mann ist auch fortgekommen?!“ Ich sah nur ein trauriges Nicken, dann schluchzte ich laut auf und ging immer auf die Erde starrend, müde und hoffnungslos meinen schrecklichen Weg weiter. Ja, ich



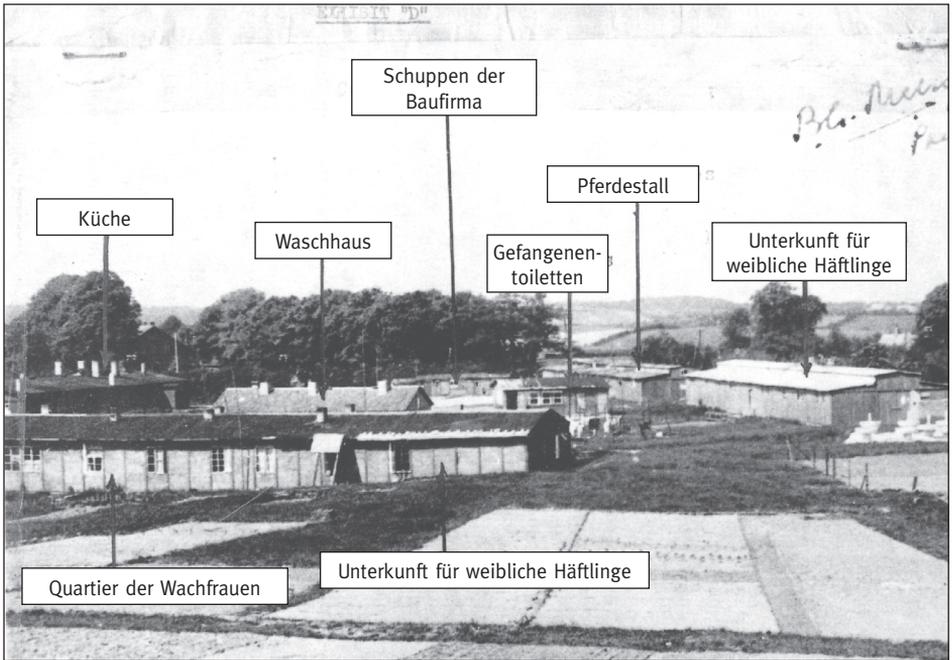
Quelle: University of Keele, Air Photo Library, 30-633 106 G/685, 4073

Britische Luftaufnahme des „Arbeitserziehungslagers Nordmark“ vom 9. März 1945. Links verläuft die Rendsburger Landstraße, rechts davon die Lagerkommandantur und die Baracken

ging weiter, hoffnungslos und verzweifelt, und doch ging ich weiter, irgendwas trieb mich vorwärts. Muttilein, ich ging für Dich. Heute weiss ich, dass ich gehen musste, denn meine Mutter wird auf ihr Kind warten und sie darf nicht vergeblich warten.“¹⁵

4.3. Inhaftierung im „Arbeitserziehungslager Nordmark“

„Am 15. April haben wir also das Lager Kiel betreten. Einige von unseren Frauen, meist Ältere, die einfach nicht mehr gehen konnten, hatte man auf einen vorüberfahrenden Wagen geladen, und sie waren 2 Tage vor uns im Lager angekommen. Sie fielen uns in die Arme und weinten Freudentränen. Sie waren so entsetzt und mutlos in all diesem Jammer, dass sie schon die Hoffnung aufgegeben hatten, uns je wiederzusehen. Wir erkannten unsere Frauen kaum, denn man hatte ihnen fürchterliche graue Leinenhosen- und



Arbeitserziehungslager Nordmark, Aufnahme Juni 1947, Blickrichtung Nord. Die Erläuterungen sind auf dem Originalfoto in englischer Sprache eingetragen

Jacken angezogen, die vollkommen verschmutzt und verdreckt waren. Sie musste [sic] eine graue Mütze tragen, die sie zum Gespött für alle machte. „Dass ich Euch Saras ja niemals ohne die Mützen sehe“ war ihnen gesagt worden, und sie wagten kaum, sie abzunehmen. Wir alle mussten auf einen Platz antreten und wurden zynisch begrüßt „Was, das Judenpackzeug lebt noch? Die haben wir im Osten vergessen?!“ Ich brauche wohl nicht zu sagen, wie es uns eiskalt über den Rücken lief, und wir das Schlimmste erwarteten. Zu unserem Pech hatte in Kiel nur die lettische SS zu bestimmen. Und wir waren so glücklich aus dem Osten aus ihren Klauen entronnen zu sein, und nun hatten sie uns wieder in der Gewalt und wir waren all ihrer Falschheit erbarmungslos ausgesetzt. Lettische Weiber, jung, angemalt und aufgetakelt, regierten über uns. Sie trugen blaue, sehr hübsch sitzende Uniformen und stets eine Peitsche in der Hand. Oh, wie habe ich sie gehasst! Dieses elende, falsche Gesindel!

Wir wurden in eine Baracke gesteckt, die vor Schmutz starnte, und ich habe bis dahin nie glauben können, dass es so viel Schmutz auf einmal geben könnte. Immer zwei wurden in eine Koje gesteckt. Obwohl es irrsinnig kalt war, fror ich selten, weil die Angst vor den Fliegerangriffen mich

Das „Arbeitserziehungslager Nordmark“ in Kiel. Ein Straf- und Disziplinierungslager der Gestapo

Die Bauarbeiten für das „Arbeitserziehungslager Nordmark“ begannen im Juni 1944, verantwortlich für die Errichtung war der Leiter der schleswig-holsteinischen Gestapo, Regierungsrat und SS-Sturmbannführer Fritz Schmidt. Auf einer Wiese am Stadtrand wurden neben einer Landstraße am Ufer des Russees über 20 Baracken errichtet; Unterkünfte für Häftlinge, Wachmannschaften, Verwaltungsbaracken und Lagerschuppen, eine Küche, zwei Wachtürme und ein Gästehaus für eventuellen Besuch von SS-Prominenz. Auch ein halb unterirdischer Arrestbunker aus Beton mit 48 völlig verdunkelten Einzelzellen war vorhanden.¹⁶ Aborte und Waschgelegenheiten gab es hingegen kaum, im Lager herrschten sehr bald katastrophale hygienische Zustände.

Als Kommandanten für das Lager ernannte Schmidt seinen Untergebenen, den Kriminalkommissar und SS-Sturmbannführer Johannes Post. Die Wachmannschaften setzten sich hauptsächlich aus weißrussischen, ukrainischen, lettischen und holländischen sowie einigen deutschen SS-Angehörigen zusammen.¹⁷

Die Häftlingengesellschaft im AEL „Nordmark“ setzte sich zum größten Teil aus Ostarbeitern, also Zwangsverschleppten aus der Sowjetunion, Polen und den baltischen Ländern zusammen. Ihre Einweisung erfolgte schon wegen der harmlosesten Vorfälle. Insgesamt mussten dort während seiner knapp einjährigen Existenz etwa 5.000 Häftlinge ihre Strafe verbüßen, davon starben etwa 600.¹⁸

Ab Mitte April 1945 begann die Schlussphase der Geschichte des Lagers.¹⁹ Zu diesem Zeitpunkt waren über 900 Gefangene im Lager. Durch „Evakuierungstransporte“ aus anderen Haftstätten verdoppelte sich diese Zahl innerhalb von zwei Tagen auf ca. 1.800 Häftlinge, die auf engstem Raum zusammengepfercht wurden. Unter den Neuzugängen waren auch ein Transport deutscher Juden aus dem Rigaer Ghetto und Häftlinge des Polizeigefängnisses Hamburg-Fuhlsbüttel, aus dem nach und nach alle Insassen nach Kiel gebracht wurden: Sie hatten in drei Tagen Fußmarsch die mehr als 100 Kilometer bis nach Kiel zurücklegen müssen.²⁰

Angesichts der herannahenden Front wurden in den letzten zwei Wochen vor Kriegsende noch etwa 300 Häftlinge ermordet. Zu ihnen gehörten tatsächliche oder angebliche Angehörige der Widerstandsgruppe Scoor sowie mehr als 30 Schwerkranke aus dem „Lagerlazarett“.²¹

Angehörige der britischen Armee befreiten das „Arbeitserziehungslager Nordmark“ am 3. Mai 1945.

plagte und nie zur Ruhe kommen liess. Wir schliefen auf Brettern, die mir nichts Neues bedeuteten und hatten eine Decke. Es ist ein Wunder, dass ich jetzt so ohne weiteres in einem richtigen, weichen Bett schlafen kann, und ich kann nicht beschreiben, wie es mich anmutete als in Malmö uns lauter saubere und weisse Betten erwarteten. [...]

Wir wohnten in einer Baracke mit Russen, Polen, Luxemburgern und Holländern zusammen. Einer bestahl den anderen, und meine so sorgsam aufgesparten zwei Scheiben Brot waren eines Abends als ich vom Kommando heimkehrte verschwunden. Abends sassen unsere Gegenüber mit offenen Haaren am Tisch und knackten Läuse. Mich ekelte jedesmal derart, dass ich mich abwenden musste. Wer sich Wasser zum Waschen holte, wurde geschlagen; man sollte eben verkommen und zugrunde gehen. Einmal in der Woche gingen wir zum See und wuschen uns splinternackt vor all den Posten am See. Uns war es egal, wer zuschaute. Waren es anständige Männer, würden sie fortschauen, sonst sollten sie sich schämen, wir brauchten es nicht. Wir sehnten uns nur nach dem Wasser, und priesen den Tag glücklich, wenn wir eine Wärterin überredet hatten, mit uns zum See zu gehen. Das Waschen war eine unendliche Wonne, und die Erkältung, die wir uns dabei holten, war es wohl wert.

Nachts wurden Eimer in der Baracke aufgestellt, da die Türe fest verriegelt war, und wir keinen Schritt hinaus durften, zwei kleinere Eimer sollten für 100 Frauen reichen! Was tat sich da! Wie schnell liefen die Eimer über und der ganze Raum schwamm weg ... Wir schliefen in einem entsetzlichen Gestank. Gefegt oder geputzt wurde unsere Baracke nie, das sah man für unnötig an. Genau [sic] war Licht ein Luxus. Und wenn wir morgens durch ein schreckliches „Aufstehen!“ aus unserem Schlaf gerüttelt wurden, dann tasteten wir uns im Dunkeln zurecht und suchten und zankten uns um unsere Sachen. Wie oft fiel dieses oder jenes Kleidungsstück in den Kot, und es blieb einem doch nichts anderes übrig, als es wieder anzuziehen! [...] Kaum 5 Minuten hatten wir zum [sic] Aufstehen Zeit, dann gellte schon der Ruf „Zum Appell raustreten“ und ungewaschen, verschlafen, verfroren trat man missmutig und stumpfsinnig auf dem Appellplatz vor der Baracke an.

Diese Appells [sic] sind wohl in jedem KZ gleich berühmt und jeder kann wohl von der Grausamkeit des langen, erbarmungslosen Stehens berichten. Dieses Stehen, immer stundenlang auf dem gleichen Fleck, bei strömendem Regen mit einer Wonne doppelt lange, machte uns vollkommen verzweifelt und nahm uns jegliche Hoffnung, dass wir je alles überleben würden. Morgens von 4 bis 8 oder 1/2 9 Uhr waren wir so angetreten. Die Zähne schlugen vor Kälte aufeinander und blau und verfroren ging man an seine Arbeitsstelle, wo man den ganzen Tag hindurch sich nicht wärmen konnte. Mir war nur bei den Fliegerangriffen entsetzlich warm vor



Quelle: Stadthochschule Kiel, 51.132 (CC-BY-SA 3.0 DE) <http://fotoarchiv-stadthochschule.de>

Aufräumarbeiten in der zerbombten Brunswiker Straße, Mai 1944. Zu solchen Tätigkeiten wurden auch Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge eingesetzt

lauter Angst und Schreck. Die Angriffe in Kiel waren die Fortsetzung der schon in Hamburg Gewohnten. Fast konnte man die Uhr danach einstellen, so pünktlich erschien das unzählige Brummen das dann mit Krachen und Getöse begleitet wurde. Hier in Kiel bin ich immer in meinem schmalen Kojen-Bett liegen geblieben und bin nur ängstlich zu meinen lieben Nachbarin [sic] herangekrochen. Mein Aufstehen wäre auch unsinnig gewesen, denn für diese Angriffe gab es keine Rettung. Das Gefängnis stand wenigstens noch ein bisschen fester, aber diese Holzbaracken folgen [sic] stets mit uns in die Luft. Ringsherum war ein einziger Feuerschein am Himmel, alles klirrte und krachte, ich beobachtete die grünen und roten Kugeln, die man in die Luft schoss, verfolgte ängstlich die Christbäume, ob sie wohl genau über uns standen und lag bebend und betend auf meinem Holzlager.

Fast noch schlimmer fand ich die Angriffe während des Tages wenn wir auf den Trümmern in der Innenstadt Kiels herumstolperten und die schweren Steine tragen mussten. Wie oft sausten die Flieger im Tiefflug nieder und schossen mit Maschinengewehren! Wie oft war kaum noch Zeit in Deckung zu gehen. Denn unsere arbeitende Kette, die einen Stein nach dem anderen weiterreichte, bis sie auf der Straße landeten und dort zu großen Mauern aufgeschichtet wurden, mochte für die Flieger einen merkwürdigen Anblick bieten. Sicher konnten sie nie ahnen, dass wir armen KZ-Leute

diese Arbeit leisten mussten, und so war es dringend angebracht, irgendwo in Deckung zu gehen. Da in Kiel lernte ich die ersten Hochbunker kennen, in denen Menschen bombensicher waren. Für mich war das neu, denn 1941 als ich Deutschland verliess, gab es die noch nicht. In diese Bunker nahm man uns Juden nie auf. Wie sollte man auch so schmutzige und verlauste Menschen bei treu deutschen Volksgenossen dulden können!

Wie muss unsere Kolonne wohl jeden anständigen Menschen angemutet haben, wenn wir so zerlumpt und verschmutzt durch die Kieler Strassen marschierten. Morgens mit leeren Händen, die wir – ach so gern vorn ein bisschen in den Kleiderausschnitt gesteckt hätten, weil uns jämmerlich kalt war und doch kam immer der schneidende Befehl „Hände herunterhängen lassen!“ und abends mussten wir mit Holz beladen heimkehren, das wir aus den Trümmern hervorsuchten und im Lager zum Kochen Verwendung fand. Hatten wir nicht genügend Holz mitgeschleppt, den fast zwei Stunden langen Weg täglich, bekamen wir mit der Peitsche eines über den Rücken gehauen. Ich hatte nicht geahnt, wie diese Hiebe weh taten und blaue Striemen hinterliessen.

Wir gingen mit vieler Bewachung stets zu unserem Arbeitsplatz und wir durften uns kaum vom Fleck rühren. Diese Bewachung hatte auch seinen Grund, denn unzählige Male fehlten abends beim Abzählen Frauen von uns, die das Weite gesucht hatten. Es war eigentlich einfach, und man geriet schnell in die Versuchung. Die Strafe, wenn unsere Kolonne nicht vollzählig heimkehrte, war kein Essen und längeres Appellstehen. Was Schlimmeres gab es auch da nicht für uns und wieviele sind neben mir zusammengeklappt und konnten sich kaum noch auf den Beinen halten. Ich starrte stets zur Erde und zitterte. Manchmal konnte ich noch lächeln, wenn wir unzählige Male gezählt wurden und die hohen Damen es nicht fertig brachten, ein einziges Mal das richtige Resultat festzustellen. Die hätten mal ins Ghetto zur Lehre kommen sollen! Wie hat es das da jeden Morgen mit den ein- und ausmarschierenden Kolonnen geklappt. Da mit den Tausenden von Menschen ist man ins Reine gekommen und hier schaffte man es mit uns 200 Frauen nicht! –

Unser Kommando hieß „Steinkommando“ und war das Schlechteste. Natürlich war es Ehrensache, dass die Juden dorthin mussten! Wir suchten die wie von der Erde weggewehten Strassenzüge auf, die nur Trümmerfelder aufwiesen. Wir mussten die noch leidlich verwendbaren Steine heraussuchen, sie sammeln, weitergeben und aufstapeln. Meine Hände waren klamm und blutig, und eine Aufseherin kam sogar auf den netten Einfall, wir sollten uns die schweren Ziegelsteine zuwerfen. Also, bitte, Ballspielen sollten wir mit diesen spitzen und schweren Steinen. Oh, wie ich sie hasste diese Weiber! Mögen sie heute nur hoffentlich mit solchen Steinen Ball-

spielen, mir tut es nichts mehr, meine zerschundenen Hände sind wieder geheilt wie auch meine wundgelaufenen blutigen Füße. Wir durften keine Minute ausruhen, schon kam die schrille Stimme der lettischen Beamtinnen zu uns: „Was stehen Sie da? Arbeiten Sie!“ Die Posten, die uns immer beim Marschieren anbrüllten „Aufgehen! Aufgehen! Zu fünf in Reihe!“ störten uns kaum noch. Wir machten den Letten nur ihr falsches Deutsch nach und grinsten und gegenseitig an „Zu Pinf in Reihe!“

Dies [sic] Posten schlugen sich fast darum, mit aufs Steinkommando zu gehen. Es war bekannt, dass auf den Trümmerfeldern manch Kostbares zu erben war. Wir waren die Maulwürfe und mussten graben, dann stürzten sich wie die Aasgeier die lettischen Posten und Weiber darauf, um die gefundenen Sachen schnellstens verschwinden zu lassen, denn natürlich war das verboten, und nur die Besitzer der jeweiligen Häuser hatten mit einer besonderen Bescheinigung das Recht dazu. Die Posten waren fast immer sinnlos betrunken und angefressen ins Lager zurückgekehrt, denn nicht selten mussten wir Küchen freilegen und die schweren Balken und halben Deckenteile fortschleppen. Wenn die Posten Kolonialwarengeschäfte, Zigarrengeschäfte und dergleichen witterten, hatten wir fast nur da unsere Arbeitsstätte. Aber um ihr schlechtes Gewissen selbst zu beruhigen, untersuchte man uns jeden Abend, ob wir auch nichts von dem fremden Eigentum bei uns hatten. Wir haben nie den Mut besessen und waren viel zu furchtsam, um etwas ins Lager mitzunehmen, während die mit uns arbeitenden Russinnen verwegener waren und manches unter ihitem [sic] Kleid oder im Magen verschwinden liessen.

Die Männer gingen auch auf verschiedene Aussenkommandos, und wenn sie Glück hatten, bekamen sie dort Arbeit wo auch etwas zu erben war. Manche schlugen sich so recht und schlecht durch und doch grauste mir vor dem Augenblick, wenn sie uns manchmal beim Einmarsch durchs Lager begegneten. Dass sie verschmutzt und verlaust waren, rührte mich nicht, aber die eingefallenen, kaum erkennbaren Gesichter erschütterten mich. Gori, es wäre doch gut gewesen, wenn Du bei mir gewesen wärst, denn nur das zufällige, seltene Begegnen hat so viel Mut und tapferes Vorwärtsblicken jedem von uns geben können. Ich scheuchte stets meine Gedanken fort, die mir da sagten, dass auch Du so heruntergekommen wie die Männer aussehen könntest. Ich wiegte mich in dem Glauben, Du seiest gesund, Gori und sicher ginge es Dir in Bergen-Belsen tausendmal besser als den Männern bei uns, Gori, so eine dumme und ahnungslose Teddy hattest Du! Du warst schon längst von mir gegangen, und ich glaubte noch so fest an Dein Leben und Gesundsein. Wir [sic] gut, dass ich das glauben konnte und immer wieder den Mut fand, tapfer durchzuhalten. Hab Dank, meine liebe, liebe Grete, die Du den Mut aufbrachtest, uns beiden immer

wieder etwas vom baldigen Ende und von der Freiheit vorzugaukeln. Ich raffte mich dann wieder auf und glaubte an einen Herrgott, der uns doch einmal erlösen würde. [...]

Ein Teil unserer Frauen, die nicht einen Schritt machen konnte, wegen ihrer wunden Füsse, blieben im Lager. Ich biss lieber die Zähne fest aufeinander und hatte eine grosse Antipahtie [sic] vor allem Krankmelden im Lager. Und das was auch berechtigt, denn Ernas alte Mutter war ja eines Abends als die Tochter vom Kommando heimkehrte [sic] nicht mehr da. Die alte Frau hatte zwar einen Teil des schrecklich langen und mühevollen Weges mit grösster Anstrengung hinter sich bringen können bis sie ein LKW mitnahm und ins Lager führte, jedoch da selbst lag sie den ganzen Tag herum und war zu keiner Arbeit mehr fähig. Man machte kurzen Prozess mit ihr und gab ihr eine Spritze. [...]

Die Küche des Lagers war mustergültig sauber. Eigentlich der einzige Ort, wo alles blitzte. Aber wie sollten auch die hohen Herren nicht sauber und einwandfrei bedient werden!! Einige Russinnen, die in der Küche arbeiteten, hatten es herrlich, sie durften essen soviel sie wollten nur nie etwas mit in die Baracke schleppen. Aber zu solchen angenehmen Arbeiten nahm Maria nur ihre Russinnen heran. Ich schleppte nur oft die grossen, unendlichen schweren Essenskübel von der Küche zu unserer Baracke, um dafür einen Kanten Brot zu kriegen. Man bedenke, einen Kanten Brot, das bedeutete fast eine ganze Scheibe Brot mehr! Maria, ja das war auch so ein Kapitel für sich! Sie war eine Russin, die auch schon Sibirien hinter sich hatte und mit allen Wassern gewaschen war. Sie war wild und hemmungslos. Ihren Stock schwang sie stets über unseren Häuptern und uns Juden hasste sie grenzenlos. Wir standen bei ihr die Hölle aus. Wenn wir nur ein bisschen beim Essenstehen aus der Reihe gerutscht waren, sauste schon ihr Stock unbarmherzig auf unsere Köpfe und manche Geschwulst und manch blauen Striemen hat dieses blöde Frauenzimmer uns beigebracht. Nur uns schlug sie, ihre Russinnen waren eben Engel. Sie bekamen einen vollen Schlag Essen, während sie bei uns stets die Kelle noch einmal auf den Kesselrand aufschlug, sodass die Suppe überschwabte, und wir stets weniger erhielten. Maria war so raffiniert und kannte alle Schliche, sie fand mit einer seltenen Geschicklichkeit im Nu die kleinsten Scheibchen Brot für uns heraus und konnte herrlich Fusstritte erteilen! Oh, diese russische Maria, ihr wünsche ich die Freiheit nicht, dieses falsche garstige Frauenzimmer! –

Wie gern hätte sie uns wohl wieder die Haare geschoren. Aber es ist ihr nie gelungen. „Wenn eine Laus nicht schlimm, aber zwei – drei, gleich die Haare runter!“, hiess es. Aber wir hielten uns einmalig sauber, trotz Müdigkeit, trotz Hunger fanden wir stets Zeit, uns abends – wenn es noch leidlich schummerig war – zu entlausen. Wir zogen uns gänzlich aus und sahen Stück

für Stück genau durch. Es ist fast unglaublich, aber ich bin ganz ohne Läuse aus Kiel davongekommen. – Wie oft beim abendlichen und morgendlichen Appellstehen durften wir uns nicht umdrehen und hörten nur die Schüsse fallen. Wie gut, dass ich kurzsichtig bin und erst heute erfahre, dass manche heimlich nach hinten spitzen [sic] und wussten, dass man Männer erschoss und die Leichen fortwarf. Eines Abends wurden 150 bis 200 Menschen niedergeschossen, und es hiess bis zum 1. Mai sollten noch 400 drankommen. Und da sollten wir nur einen einzigen Freiheitsgedanken haben?!

Erschüttert war ich immer, wenn morgens ganz vergräzte Männergestalten herumhüpften. Sie wirkten wie Tanzbären und klirrten auch so dazu, als rissen sie an Ketten. Als ich genauer hinsah, bemerkte ich erst, dass sie wirklich an Fussfesseln gelegt waren und so entsetzlich hüpfen mussten, um sich vorwärts zu bewegen. Wenn es den Aufsehern nicht schnell genug ging, sausten die Peitschenhiebe durch die Luft, und ich duckte mich bei jedem und zuckte zusammen als gelte er mir. Diese Menschen waren im Bunker eingesperrt, der bis zum Hals unter Wasser stand. Grauenvoll, dass da noch Menschen atmen konnten! -- Eines Vormittags holte man unsere Frauen zum Wagenputzen heran. Es war ein grosser LKW, der voller Blut war von den Tage zuvor Erschossenen und den wir reinigen mussten. Man kann sich sicher unseren Mut, den wir noch zum Leben hatten vorstellen, und als man uns am 30.4. sagte, wir kämen morgen nach Schweden und man müsste bis dahin Privatzeug für uns beschafft haben, haben wir nur irre gelächelt. Als ich noch hörte, wie ein SS-Mann zu einem anderen sagte „Na, was soll man denen anderes erzählen“ und höhnisch dabei lachte, stand es für mich fest, dass wir die Nächsten waren, die in den Rod [sic] gehen mussten. Das Lager wurde mit grösster Geschwindigkeit verkleinert und jedes Mittel half dazu. Die Reichsdeutschen wurden teilweise, wenn sie nicht politisch sassen – sofort entlassen und zogen jauchzend in die Freiheit. Nicht einmal neidisch blickte ich ihnen nach, so stumpfsinnig und hart war ich geworden. Ich wusste nur noch vom Erschiessen und stellte es mir in allen Einzelheiten vor. Wieviele hatten das schon vor mir mitmachen müssen und keiner hat ihnen helfen können. Ich musste das also auch noch hinter mich kriegen und hatte nur wahnsinnige Angst, davor, ob es wohl schnell ginge, und die Kugel auch gleich richtig traf. Das waren unsere Gedanken einen Tag vor der Freiheit!

Spät abends als es schon stockdunkel war, holte man uns mit Kerzen aus unserer Baracke und liess uns antreten. Was ich in diesem Augenblick empfand, kann ich nicht wiedergeben. Ich grüsste noch einmal den Himmel und die Sterne und hätte doch noch soooo gerne gelebt! Aber unser Weg in der Nacht ging zur Kleiderkammer, wo wir unser Sträflingszeug abgeben mussten. Da habe ich dann mein gestreiftes Kleid mit meiner endgültig

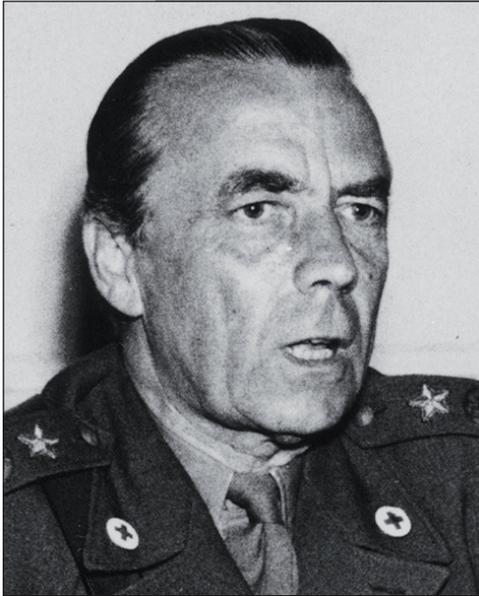


Im Rahmen der Aktion Weiße Busse wurden KZ-Häftlinge in weiß gestrichenen und mit Rot-Kreuz-Zeichen versehenen Bussen nach Schweden evakuiert. Foto: Hauptquartier in Friedrichsruh

letzten Nummer „336“ von mir geworfen und bin erbärmlich bekleidet wie alle anderen in die Baracke zurückgekehrt. Die schmutzigen Sachen der Erschossenen hatte man uns angezogen und morgens sollten wir früh antreten. Wir glaubten, man zöge uns Privatsachen an, damit man später die Leichen nicht als KZ-Häftlinge erkennen könnte. Wie sollten wir auch nur einen Gedanken an die Freiheit haben!

In Lumpen gehüllt, ohne Wegzehrung, ohne Decken mussten wir vor der Kommandantur antreten. [...] Meine letzten Gedanken waren bei Dir, Gori, und ichwünschte [sic] Dich mir ein letztes Mal sehnlichst her. Und dann siehe, es kamen drei Autos vom Roten Kreuz, hielten vor der Kommandantur, und wir starrten sie entgeistert an. Aber nicht freudig, wir waren ja nur Lug und Trug gewöhnt. Also konnte alles genau so gut Mache sein. Die SS war zu allem fähig und sicher machte es einen guten Eindruck, wenn man uns mal zur Abwechslung in solchen Roten-Kreuz-Autos um die Ecke brachte. Erst die dänische Schwester und ein dänischer Herr, die uns begrüßten und erstaunt fragten „Ja, freut Ihr Euch denn nicht?“ brachten uns ein wenig ins Zweifeln.

Als wir dann in den Wagen stiegen, und die Türen fest geschlossen wurden, wartete ich nur auf das ausströmende Gas. Es kam aber nicht, stattdes-



Quelle: Wikimedia

Folke Bernadotte Graf von Wisborg (1895–1948), schwedischer Offizier, Vizepräsident des Schwedischen Roten Kreuzes, Diplomat

Graf Bernadotte und die Aktion der „Weißen Busse“

Folke Bernadotte Graf Wisborg, stellvertretender Vorsitzender des Schwedischen Roten Kreuzes und Neffe des schwedischen Königs, beteiligte sich als Diplomat an Bemühungen um einen Waffenstillstand zwischen Deutschland und den Alliierten. Zwischen Herbst 1943 und Herbst 1944 bewirkte er einen Gefangenenaustausch, der 11.000 schwedische Soldaten heimbrachte. Im April 1945 koordinierte Bernadotte Geheimverhandlungen mit Himmler, Churchill und Truman über einen Sonderfrieden mit den USA und Großbritannien, aber nicht mit der UdSSR.

Anfang April handelte Bernadotte mit Himmler aus, dass alle weiblichen und alle kranken Skandinavier aus deutscher Haft nach Schweden ausreisen

durften. Bernadotte bekam Fahrzeuge vom schwedischen Militär, die weiß gestrichen und mit dem Rot-Kreuz-Symbol versehen wurden. Am 8. März verließen 36 Busse, 19 Lkw, mehrere Pkw und Motorräder Schweden und fuhren zum Schloss Friedrichsruh bei Reinbek vor den Toren Hamburgs, das als Hauptquartier der Aktion diente.

Auf zahlreichen Fahrten durch Deutschland brachten die weißen Busse – ausgestattet mit speziellen Permits – Gefangene aus Lagern wie Ravensbrück und Sachsenhausen, dann u.a. auch Dachau und Mauthausen nach Neuengamme. Ab Anfang April unterstützte auch Dänemark die Aktion mit Freiwilligen und Fahrern. Ein erster Transport verließ Neuengamme am 9. April über Padborg Richtung Schweden, wo die Befreiten medizinisch betreut wurden. Kurz vor und auch noch nach Kriegsende evakuierten die Busse im Mai und Juni 1945 noch weitere 11.000 auch nicht-schwedische Häftlinge aus Konzentrations- und Arbeitslagern.

Bernadottes Aktion – in deren Verlauf bis zu 21.000 Personen gerettet wurden – blieb nicht ohne Kritik: Um in Neuengamme Platz für die Skandinavier auf dem Weg nach Schweden zu schaffen, brachten die Busse etwa 2.000 Häftlinge anderer Nationalität in andere Lager wie Bergen-Belsen, wo die meisten von ihnen umkamen.²²

sen öffneten sich nach einer Weile die grossen Türen, Sonne und friedliche Landschaften blickten zu uns herein. Ich fasste mich an den Kopf, ob ich träumte oder was mit mir los sei. Als dann Pakete kamen, glaubte ich endlich an die Freiheit, und war erst ganz sicher als ich aus dem Schiff stieg und schwedischen Boden betrat. Denn in Dänemark konnte man uns noch immer zurückholen, und erst das neutrale Schweden bedeutete die wirkliche Errettung.“²³

5. Die Zusammenführung der historischen und der zeitgenössischen Perspektive

Sowohl Detlef Korte als auch Uwe Fentsahm haben sich in verschiedenen wissenschaftlichen Beiträgen mit dem „Arbeitserziehungslager Nordmark“ und dem „Evakuierungsmarsch“ von Hamburg nach Kiel im April 1945 auseinandergesetzt.²⁴ An dieser Stelle sollen unter der Berücksichtigung der Erkenntnisse dieser Forschungen die Erinnerungen aus dem Bericht in einen größeren historischen Zusammenhang gebracht und kontextualisiert werden. Ein großer Vorteil dieser unmittelbaren Zusammenführung und „Gegenüberstellung“ der historischen Erkenntnisse mit der Perspektive der Zeitzeugin ist die Entwicklung eines stärkeren Bewusstseins für „blinde Flecken“ in den jeweiligen Erzählungen. Daran kann im Idealfall angeknüpft und zu den einzelnen unbekanntenen Erkenntnissen historisch vertiefend nachgeforscht werden.

Bei den Lagerräumungen können drei Phasen unterschieden werden.²⁵ Die „Evakuierungen“ bis Anfang 1945 waren nicht vergleichbar mit dem Chaos und Schrecken der Phase der Todesmärsche gegen Kriegsende: Die Bewegungsfreiheit wurde wegen des Vorrückens der Alliierten immer eingeschränkter, es kamen verwirrende Anweisungen von verschiedenen Befehlshabern, von Himmler direkt oder von lokalen Funktionsträgern wie den Höheren SS- und Polizei-Führern (HSSPF) oder den verschiedenen Gauleitern.

Die Häftlinge auf den Märschen in der letzten Phase galten in den Augen der den Zug begleitenden SS- oder Wehrmachtsangehörigen als austauschbar, ein nicht mehr marschfähiger Teilnehmer bedeutete hauptsächlich ein Hindernis, welches die Gefahr einer eigenen Gefangennahme durch anrückende alliierte Soldaten potentiell erhöhte. In die dritte Phase der Lagerräumungen fiel auch die „Evakuierung“ des Polizeigefängnisses Hamburg-Fuhlsbüttel und der Marsch der Häftlinge nach Kiel, der von dem für den Wehrkreis X zuständigen Höheren SS- und Polizeiführer Georg-Henning von Bassewitz-Behr im Verbund mit Hamburger Gestapo-Beamten geplant worden war.²⁶

Eine Gruppe von 150 Personen hatte Hamburg bereits am 10. April verlassen und wurde mit einem Frachter nach Kiel gebracht. Die dann noch in Fuhrsbüttel verbliebenen Häftlinge wurden in drei oder vier Kolonnen aufgeteilt und am 12. April im Abstand von jeweils einer Stunde in Marsch gesetzt. Unter Führung verschiedener Transportführer, der SS-Posten Schütte, Schulzke, Haak und Hennings, sind die Gruppen im Verlaufe des Marsches unterwegs teilweise zusammengetroffen und vereint weitermarschiert, sodass in Kiel nur noch zwei eigenständige Marschgruppen ankamen.²⁷ Da ein vorausfahrender Posten jeweils für Unterbringungsmöglichkeiten in den Scheunen der Dörfer sorgte, haben die Häftlinge im Verlauf des Marsches in Scheunen und Ställen der kleineren Ortschaften Kaltenkirchen, Dorotheental und Mühbrook übernachtet. Einige flohen während der Nacht oder versteckten sich am Morgen im Heu und traten nicht mit den anderen Häftlingen zum Weitermarsch an, einige waren für eine Fortsetzung des Weges schlichtweg zu geschwächt. Die zurückbleibenden oder bei einem Fluchtversuch aufgegriffenen Menschen wurden erschossen. In einem Umweg umgingen die Gruppen am dritten Tag, dem 14. April, die Stadt Neumünster, die nur einen Tag vorher von Bombenangriffen fast vollständig zerstört worden war und deren Hauptverkehrsstraßen nicht mehr passierbar waren.²⁸

Am 15. April erreichten die Häftlingskolonnen das am Russee gelegene sogenannte Arbeitserziehungslager (AEL) Nordmark in Kiel. Die AEL waren bestimmt für „Arbeitsbummelanten“, und im Gegensatz zu den Konzentrationslagern, aus denen in der Regel keine Häftlinge entlassen wurden, sollte ein Insasse eines AEL nach einer „zeitlich begrenzten, aber harten Haft“, die den Charakter eines Polizeigewahrsams besaß, dem „Produktionsprozeß wieder zur Verfügung gestellt werden.“²⁹ Der Betrieb der schon ab Mitte 1941 mit einem Erlass von Himmler institutionalisierten AEL unterstand den örtlichen Gestapol(leit)stellen, die auch die Wachmannschaften stellten. Im Verlauf des Krieges wurden auf Reichsgebiet ungefähr 80 AEL errichtet.³⁰

Bevor erste Einheiten des 8. britischen Korps das Lager am 3. Mai 1945 schließlich befreiten,³¹ wurde den etwa 120 jüdischen Häftlingen des Lagers am 30. April mitgeteilt, sie würden am nächsten Tag nach Schweden gebracht. Tatsächlich wurden im Rahmen dieser Befreiungsaktion am 2. Mai 2.873 weibliche Häftlinge aus den verschiedenen Außenlagern im Raum Hamburg nach Padborg gebracht, der logistischen Zentrale des Dänischen Hilfskorps, und von dort dann weiter nach Schweden transportiert.³² Grundlage dieser für die Häftlinge völlig überraschenden Entwicklung, der sie naturgemäß zutiefst misstrauten, waren die Kolonnen dänischer und schwedischer Hilfsfahrzeuge, die zu Beginn mit verschiede-

nen Rettungsaktionen noch unabhängig voneinander versuchten, so viele Staatsangehörige wie möglich aus den Lagern des Reiches zurückzuführen. Erst gegen März/April 1945 wurde die Rettung sukzessive auf eine große Zahl von „staatenlosen“ Häftlingen aus verschiedenen Lagern ausgeweitet und beide Hilfsaktionen miteinander verbunden.³³

6. Der Erinnerungsbericht als historische Quelle

Gibt es bei der Zusammenführung der beiden unterschiedlichen Perspektiven neue Erkenntnisse? Erweist sich die Zeitzeugin als die „natürliche Feindin“ der Historikerschaft, wie es in der Erinnerungsforschung so gerne kolportiert wird, oder verhilft ihr durch einen bestimmten kognitiven und emotionalen Selektions- und Filterprozess gegangener Erinnerungsbericht zu einer erweiterten Sicht auf die verschiedenen Haftstätten? Finden sich vielleicht in ihm sogar noch unbekannte Erkenntnisse?³⁴

Tatsächlich können keine eklatanten Widersprüche zwischen beiden Perspektiven konstatiert werden: Eher führen die Erzählungen der Zeitzeugin zu einer Vertiefung und Subjektivierung der historischen Perspektive – das Faktengerüst wird mit menschlichem Erleben erfüllt und somit emotional nachvollziehbarer, „authentischer“ in seiner Vermittlung. Die Zusammenführung beider Sichtweisen hilft aber durchaus, den Blick zu schärfen für „blinde Flecken“ in beiden Perspektiven, auf die weiter unten eingegangen wird und denen sowohl mit einem historischen als zum Beispiel auch literaturwissenschaftlichen Ansatz auf den Grund gegangen werden könnte.

Davon abgesehen erweist sich der Erinnerungsbericht an einigen Stellen als wichtige Primärquelle, da er über Beobachtungen Auskunft gibt, die in der Forschung noch nicht vertiefend betrachtet wurden und an die angeknüpft werden könnte. Gerade für die letzten Jahre des erweiterten Polizeigefängnisses Hamburg-Fuhlsbüttel sind historische Abhandlungen rar gesät. Friß gibt in den Schilderungen aus ihrer spezifisch weiblichen Perspektive Einblicke in den Haftalltag bzw. die getrennten Unterbringungs- und Arbeitsbedingungen der Internierten und kann sogar noch ein letztes Licht auf die Umstände des „Evakuierungs“-Transportes werfen, der nach Bergen-Belsen ging und über den keine historischen Aufzeichnungen bekannt sind. Im Gegensatz dazu erwähnt Friß bei dem darauffolgenden Fußmarsch nach Kiel zwar die latente Todesgefahr, die von den ständig schießbereiten SS-Männern ausgeht, fügt aber in ihre Erinnerung nicht das bestimmte Erlebnis einer tatsächlichen Exekution flüchtender oder sich nur versteckender Marschteilnehmer ein. An dieser Stelle verhilft der Rückgriff auf die Ergebnisse der von Fentsahms Rekonstruktion des „Evakuie-

Zeitgenössische Quellen zum „Arbeitserziehungslager Nordmark“

Bis zur Entdeckung von Käte Frieß' Aufzeichnungen galt Hilde Shermans Buch *Zwischen Tag und Dunkel. Mädchenjahre im Ghetto*³⁵ als bekanntester Erinnerungsbericht zu den Ereignissen im Konzentrationslager Fuhlsbüttel, zum Evakuierungsmarsch und zur Haft im „Arbeitserziehungslager Nordmark“. Die junge Jüdin Hilde Zander, Tochter einer jüdisch-orthodoxen Familie aus Mönchengladbach, wurde 1941 nach Riga deportiert und kam von dort im Oktober 1944 nach Libau und von dort nach Fuhlsbüttel.³⁶ Lediglich 26 der 140 Buchseiten schildern Hilde Shermans Erlebnisse zwischen ihrer Ankunft in Fuhlsbüttel am 25. Februar und der Befreiung in Kiel-Hassee am 1. Mai 1945. Wie Frieß wird sie dann mit den Weißen Bussen nach Schweden evakuiert.

In ihrem Nachwort schreibt Sherman: „Jeder einzelne von uns Überlebenden könnte ein Buch schreiben. Jedes wäre anders und doch ähnlich.“³⁷ Und genau das ist das Fazit, wenn man ihren Bericht mit dem von Käte Frieß – die sie übrigens in Fuhlsbüttel trifft und in ihrem Bericht ebenfalls „Teddy“ nennt³⁸ – vergleicht: Die mit historischen Dokumentationen übereinstimmenden Stationen werden mit emotionalen Erinnerungen gefüllt, die aus leicht unterschiedlichen Perspektiven Schlaglichter auf die Vorgänge werfen, aber unterschiedliche Facetten ergänzen.

In ihrer Zusammenschau leisten die Erinnerungen von Hilde Sherman und Käte Frieß genau das, was in der Historiografie an Zeitzeugenerinnerungen oft vermisst wird: Sie beweisen die Faktizität des Erinnerten und werden so zu historischen Belegen. Die möglichen Ungenauigkeiten der mentalen Rekonstruktion nach den überstandenen Gefährdungen, Strapazen und Quälereien bekommen im jeweils anderen Bericht eine Projektionsfläche, ein Korrektiv, und der Textabgleich zeigt, wie genau beide Frauen die Geschehnisse rekonstruieren, aber jede für sich weitere Fakten zum Gesamtbild beisteuert.

Eine zweites Quellen-Genre sind die Protokolle jener Verhöre von Wachmannschaften des Konzentrationslagers Fuhlsbüttel und später des AEL Nordmark, die britische Offiziere zur Vorbereitung der im September und Oktober 1947 im Hamburger Curio-Haus durchgeführten Strafverfahren („Fuhlsbüttel Case No. 2“ und „Kiel-Hassee-Cases“³⁹) niederschrieben; sie belegen ein gänzlich anders motiviertes Erinnern, ging es doch darum, möglichst wenig Einblicke in die eigenen Verwicklung in die Verbrechen in den Lagern zuzulassen. Mögen die Aussagen auch hier in zentralen Fakten übereinstimmen, sind sie – diametral den Berichten der Überlebenden entgegengesetzt – nahezu frei von jeglicher Emotionalität.⁴⁰

rungsmarsches“ aus den Protokollen des 1947 stattgefundenen Prozesses zu einem umfangreicheren Bild.

Auch zur Erinnerung an das „Arbeitserziehungslager Nordmark“ finden sich Sequenzen, deren Faktizität einer detaillierteren Recherche unterzogen werden könnte und sollte. Besonderes Interesse ruft das unerwartete „Wiedersehen“ mit dem anscheinend lettischstämmigen weiblichen Bewachungspersonal im AEL hervor, deren Angehörige erst einmal namentlich ausfindig gemacht werden und deren Lebensläufe einer gesamtbiografischen Untersuchung unterworfen werden könnten, um zu überprüfen, ob tatsächlich Angehörige des weiblichen SS-Hilfspersonals aus dem Rigaer Ghetto aus dem Baltikum auch nach Kiel evakuiert worden waren.⁴¹ Gleichzeitig könnten in einer breiter angelegten Untersuchung verschiedene andere Erinnerungsberichte auf die Wahrnehmung der Zusammensetzung der Häftlingsgemeinschaft, der gesonderten Unterbringung der jüdischen Häftlinge, ihren Zwangsarbeitseinsatz bei der Trümmerbeseitigung in Kiel, die vermehrten Erschießungen oder die von Frieß behaupteten Entlassungen von reichsdeutschen Gefangenen in den letzten Tagen vor der Befreiung hin befragt werden.⁴²

Ein sehr eindrückliches und wichtiges Detail ist die Verbindung von den dänischen Rote-Kreuz-Wagen und der Einleitung von Gas.⁴³ Obwohl Käte Frieß an keiner anderen Stelle explizit von der Vernichtungen durch Gaswagen berichtet oder die Vermutung äußert, die Nationalsozialisten würden das gesamte Judentum vernichten wollen, spricht die fast schon nebensächliche Erwähnung auf der vorletzten Seite des Berichts dafür, dass ihr die Existenz dieser auch im Baltikum eingesetzten fahrbaren Tötungseinrichtungen bekannt gewesen sein muss. Darüber hinaus stimmen an dieser Stelle die Quellen nicht überein: Historische Rekonstruktionen der „Weiße-Busse-Aktion“ sprechen von der Befreiung ausschließlich weiblicher Häftlinge, beim Lesen von Überlebendenberichten wird jedoch der Eindruck erweckt, aus dem AEL „Nordmark“ seien Anfang Mai auch männliche jüdische Häftlinge vom dänischen Hilfskorps befreit worden.

Für Käthe Frieß, eine von nur 148 Überlebenden des Nürnberg-Transportes vom 30. November 1941,⁴⁴ war es zumindest zu Beginn ihres Schreibens die letzte Möglichkeit mit ihrem schon verstorbenen, aber von ihr noch als unter den Lebenden vermuteten Mann zu kommunizieren. Die im Sommer 1945 entstandenen Einträge sind die einzige bekannte schriftlich oder mündlich fixierte Auseinandersetzung der Stettinerin mit ihren Erleb-



Todesanzeige für Georg „Gori“ Frieß im „Aufbau“ (New York) vom 17. August 1945

nissen, und sie geben über den knapp einmonatigen Entstehungszeitraum nicht nur Zeugnis von dem Überlebens- und Todesschicksal zweier Menschen, sondern offenbaren auch einen Bruchteil des unmittelbaren emotionalen und psychischen Nachhalls der durchstandenen Extremerfahrung.

6. Quellen- und Literaturverzeichnis

Kaete S. J., Meinem Gori Gewidmet. The 'Final Solution' (September 1939-1945): Concentration Camps: Alphabetical Order. Eyewitness Accounts. N.d. Archives of the Wiener Library, London. The Wiener Library, London, United Kingdom. Archives Unbound. Web. 9 Mar. 2015, Digitalisierte Version im Onlinearchiv der Wiener Library: <http://go.galegroup.com.proxy.nationallizenzen.de/gdsc/i.do?&id=GALE%7CSC5106975861&v=2.1&u=1gbv&it=r&p=GDSC&sw=w&viewtype=fullcitation> (letzter Zugriff am 9.2.2016).

Literatur

Daniel Blatman, Rückzug, Evakuierung und Todesmärsche. In: Wolfgang Benz, Barbara Distel (Hgg.), Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Band 1. Die Organisation des Terrors. München 2005, S. 296-313.

Fritz Bringmann, „Arbeitserziehungslager Nordmark“. Berichte. Erlebnisse. Dokumente. Kiel 1982.

Izabela A. Dahl, Rezeption der Aktion „Weiße Busse“ in Deutschland. In: Skandinavien im Zweiten Weltkrieg und die Rettungsaktion Weiße Busse. Ereignisse und Erinnerung. Berlin 2012, S. 182-199 (= Neuingammer Kolloquien, 2).

Uwe Fentsahm, Der „Evakuierungsmarsch“ von Hamburg-Fuhlsbüttel nach Kiel-Hassee (12.–15. April 1945). In: Informationen zur Schleswig-Holsteinischen Zeitgeschichte 44 (Kiel 2004), S. 67-105.

Detlef Korte, „Erziehung“ ins Massengrab. „Die Geschichte des Arbeitserziehungslagers Nordmark“ Kiel-Russee 1944–1945. Kiel 1991.

Detlef Korte, Das „Arbeitserziehungslager Nordmark“ in Kiel (1944/45). In: Arbeitskreis zur Erforschung des Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein (Hg.), Gedenkort „Arbeitserziehungslager Nordmark“. Kiel 2011, S. 7-25.

Wolfgang Scheffler, Das Schicksal der in die baltischen Staaten deportierten deutschen, österreichischen und tschechoslowakischen Juden 1941–1945. Ein historischer Überblick. In: Wolfgang Scheffler, Diana Schulle (Hgg.), Buch der Erinnerung. Die ins Baltikum deportierten deutschen, österreichischen und tschechoslowakischen Juden, Band 1. München 2003, S. 1-79.

7. Anmerkungen

1. Besonders Saul Friedländer plädiert mit der Vorstellung von einer „integrierten Geschichte des Holocaust“ und der damit verbundenen multiperspektivischen Gleichzeitigkeit von Darstellungen für eine stärkere Berücksichtigung von Zeitzeugenberichten in historischen Darstellungen. Diese Vorgehensweise findet besonders Anwendung in seinem zweibändigen Werk „Das Dritte Reich und die Juden. Die Jahre der Verfolgung 1933–1939“ und „Das Dritte Reich und die Juden. Die Jahre der Vernichtung 1939–1945“, München 1998 und 2006.
2. Kaete S. J., *Meinem Gori Gewidmet. The 'Final Solution' (September 1939–1945): Concentration Camps: Alphabetical Order. Eyewitness Accounts*. N.d. Archives of the Wiener Library, London. The Wiener Library, London, United Kingdom. Archives Unbound. Web. 9 Mar. 2015. Digitalisierte Version auf der Webseite des Onlinearchives der Wiener Library: <http://go.galegroup.com.proxy.nationallizenzen.de/gdsc/i.do?&id=GALE%7CSC5106975861&v=2.1&u=1gbv&it=r&p=GDSC&sw=w&viewtype=fullcitation> (letzter Zugriff 9.2.2016).
3. Der volle Titel der Abschlussarbeit lautet: „Zur literarischen Verarbeitung einer Lagererfahrung. Der Bericht von Käte Frieß in einer historischen und kommunikativen Analyse“
4. Sein jüdischer Vater fiel schon im Ersten Weltkrieg, die Mutter heiratete Ende der 1920er-Jahre einen Nicht-Juden. Sowohl sie als auch die Schwester von Georg Frieß wurden 1940 in das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück deportiert und starben dort 1942.
5. Am 30. November 1941 waren 1.053 Menschen, mit dem ersten aus Berlin kommenden Transport nach Letland deportiert, ungeplant den Reihen der zu den Erschießungsstätten geführten einheimischen Juden voran gestellt worden. Die „Säuberung“ des Rigaer Ghettos an diesem „Blutsonntag“ und an dem darauffolgenden 7./8. Dezember kostete etwa 25.000 lettische jüdische Menschen das Leben.
6. Besonders für die Lebenswelt der Häftlinge zum bis heute wenig erforschten Gut Jungfernhof ist der Bericht eine kostbare Quelle: Frieß beschreibt nicht nur ausführlich die Arbeits- und Lebensbedingungen der Zwangsarbeiterinnen sondern gibt auch ein detailliertes Porträt des Kommandanten, Rudolf Seck, und dokumentiert die vor Ort begangenen Verbrechen.
7. Kaete S.J., Gori, wie Anm. 2., S. 115.
8. Frieß, die aufgrund ihres Alters und der Funktion ihres Mannes von den vielen Selektionen und „Aktionen“ in den Lagern und Ghettos selten direkt betroffen war und die wirkliche Todesangst in ihrem Bericht erst mit den Fliegerangriffen in Libau in Verbindung brachte, hielt dann auch folgerichtig über ihr eigenes „Sterben“ in Schweden an einer Stelle fest: „Heute weiss ich, dass all mein Zittern umsonst war, denn wenn es mich treffen soll, trifft es mich auch hier ohne Bomben und in der Freiheit.“ Vgl. Kaete S.J., Gori, wie Anm. 2., S. 99.
9. Entschädigungsamt Berlin, Entschädigungsakte Bruno Solms, EG 74 335, Blatt M 71.
10. Bei der Wiedergabe der Sequenzen wird der zeittypische Rechtschreibstil beibehalten und nur eindeutig erkennbare Tipp-, Grammatikal- oder Flüchtigkeitsfehler mit einem „sic“ in Klammern gekennzeichnet. Zur besseren Lesbarkeit wurden Absätze eingefügt.
11. Alle Nachnamen von Mitgefangenen sind im Bericht nur mit dem Initial angegeben. Bei Grete B. handelt es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um die 1898 geborene Grete Behrendt, deren Mann Hans bei einem Luftangriff am 22. Dezember 1944 in Libau ums Leben kam. Sie wurde ebenfalls vom Dänischen Roten Kreuz aus dem AEL Nordmark evakuiert und nach Holsbybrunn gebracht. Vgl. zu Hans Behrendt Wolfgang Scheffler / Diana Schulle (Hgg.), *Buch der Erinnerung. Die ins Baltikum deportierten deutschen, österreichischen und tschechoslowakischen Juden*, Band 1. München 2003, S. 265. Zu Grete Behrendt vgl. Archiv des Internationalen Roten Kreuzes, Bad Arolsen, Auszug aus „List of Jews from German concentration-camps who arrived in Sweden“, Bestand 3.1.1.3/78778613.
12. „Teddy“ ist der noch aus der Kindheit stammende Spitzname der Autorin.
13. Ruth konnte bislang nicht identifiziert werden.
14. Kaete S.J., Gori, wie Anm. 2., S. 114-120.

15. Kaete S.J., Gori, wie Anm. 2., S. 120-124.
16. Detlef Korte, Das „Arbeitserziehungslager Nordmark“ in Kiel (1944/45). In: Arbeitskreis zur Erforschung des Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein (Hg.), Gedenkort „Arbeitserziehungslager Nordmark“. Kiel 2011, S. 27.
17. Fritz Bringmann, „Arbeitserziehungslager Nordmark“. Berichte. Erlebnisse. Dokumente. Kiel 1982, S. 35.
18. Vgl. Detlef Korte, „Arbeitserziehungslager Nordmark“, wie Anm. 16, S. 13.
19. In den Frühberichten des Lagers – die tägliche Meldungen, den Belegungsstand, eingesetzte Wachleute und ausgegebene Befehle dokumentierten – vermerkt ein Eintrag vom 9.4.1945 die Vorbereitungen für die Ankunft der Fuhlsbütteler Gefangenen: „Es ist die noch leerstehende Häftlingsbaracke fertigzumachen, da in den nächsten Tagen noch 750 neue Häftlinge kommen.“ Vgl. Detlef Korte, „Arbeitserziehungslager Nordmark“, wie Anm. 16, S. 82.
20. Ebd., S. 20.
21. Der Kieler Kommunist Bernard Scoor hatte zusammen mit einigen Ostarbeitern und sowjetischen Kriegsgefangenen versucht, eine Widerstandsgruppe aufzubauen. Vgl. Detlef Korte, „Arbeitserziehungslager Nordmark“, wie Anm. 16, S. 19.
22. Folke Graf Bernadotte, Das Ende. Meine Verhandlungen in Deutschland im Frühjahr 1945 und ihre politischen Folgen. Zürich/New York 1945.
23. Kaete S.J., Gori, wie Anm. 2., S. 124-135.
24. Detlef Korte verfasste seine Dissertation zum „Arbeitserziehungslager Nordmark“, vgl. Detlef Korte, „Erziehung“ ins Massengrab. „Die Geschichte des Arbeitserziehungslagers Nordmark“ Kiel-Russee 1944–1945. Kiel 1991. Uwe Fentsahm zeichnet anhand des 1947 stattfindenden „Fuhlsbüttel Case No 2“ detailliert die Stationen des „Evakuierungsmarsches“ nach, vgl. Uwe Fentsahm, Der „Evakuierungsmarsch“ von Hamburg-Fuhlsbüttel nach Kiel-Hassee (12.–15. April 1945). In: Informationen zur Schleswig-Holsteinischen Zeitgeschichte 44 (Kiel 2004), S. 67-105.
25. Die erste Phase der Lagerräumungen begann im April 1944, als das WVHA beschloss, wegen des Vorrückens der Roten Armee die Häftlinge der Konzentrationslager in den baltischen Ländern und in der Region von Lublin zu „evakuieren“. Die zweite Phase setzte im Januar 1945 mit der Räumung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz und der anderen großen Lager in Polen ein. Die letzte Phase begann Anfang April 1945 mit den „Evakuierungen“ der Lager auf deutschem Boden. Daniel Blatman, Rückzug, Evakuierung und Todesmärsche. In: Wolfgang Benz / Barbara Distel (Hgg.), Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Band 1. Die Organisation des Terrors. München 2005, S. 297f.
26. Uwe Fentsahm, „Evakuierungsmarsch“, wie Anm. 24, S. 69.
27. Ebd., S. 73.
28. Ebd., S. 96f.
29. Detlef Korte, „Arbeitserziehungslager Nordmark“, wie Anm. 16, S. 9.
30. Ebd., S. 11.
31. Detlef Korte, „Arbeitserziehungslager Nordmark“, wie Anm. 16, S. 20.
32. Insgesamt befreiten die dänischen und schwedischen Hilfsorganisationen rund 15.000 Häftlinge. Vgl. Oliver von Wrochem, Skandinavien im Zweiten Weltkrieg und die Rettungsaktion Weiße Busse. Ereignisse und Erinnerung. Berlin 2012, S. 10 (= Neuengammer Kolloquien, 2).
33. Izabela A. Dahl, Rezeption der Aktion „Weiße Busse“ in Deutschland. In: Skandinavien, wie Anm. 34, S. 195.
34. Zumindest die letzte Frage kann für den Abschnitt zur Haft auf dem SS-Gut Jungfernhof eindeutig bejaht werden. Über die knapp drei Jahre existierende Inhaftierungs- und Zwangsarbeitsstätte bei Riga gibt es nur wenige Überlieferungen. Noch mit am ausführlichsten finden sich Informationen dazu in: Andrej Angrick / Peter Klein, Die „Endlösung“ in Riga. Ausbeutung und Vernichtung 1941–1944. Darmstadt 2006.

35. Hilde Sherman, Zwischen Tag und Dunkel. Mädchenjahre im Ghetto. Spanischsprachige Erstausgabe Cali 1982, deutsche Ausgabe Frankfurt am Main/Berlin 1984.
36. Hilde Zander, geb. 22.3.2913, verheiratete Winter, emigrierte 1945 nach Kolumbien; dort Heirat mit Willy Sherman; 1995 Umzug nach Israel, wo Hilde Sherman am 11.3.2011 starb.
37. Sherman 1984, S. 141.
38. Sherman 1984, S. 117.
39. Siehe Herbert Kaienburg, Die britischen Militärgerichtsprozesse zu den Verbrechen im KZ Neuengamme. In: Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, Band 3 (Bremen 1997), S. 56-64, und Uwe Fentsahm, Der „Evakuierungsmarsch“, wie Anm. 24.
40. The National Archives, Abteilung War Office, 235/417 bis 413; zahlreiche Kopien stehen im Dokumentenhaus der KZ-Gedenkstätte Neuengamme zur Verfügung.
41. Detlef Korte gibt in seiner Dissertation einen Überblick über die biografischen Eckdaten, jedoch ausschließlich für das männliche Wachpersonal des AEL „Nordmark“ mit Ausnahme der deutschen SS-Oberaufseherin Ruth Kleinstüber. Vgl. Detlef Korte, „Erziehung“, wie Anm. 24, S. 99-107.
42. Hierbei würde es jedoch nicht um die gegenseitige Ergänzung und Zusammenführung von Zeitzeuginnen- und Historikerinnenperspektive gehen, sondern der Fokus läge allein auf der unterschiedlichen Wahrnehmung und späteren Rekonstruktion einzelner Erlebnisse. Von diesem qualitativ gehaltenen Zugang würden besonders sich an historischen Themen orientierende Erinnerungs- und Gedächtnisforschungsansätze profitieren können.
43. An diesem Einblick und der fast schon beiläufigen Präsentation desselben wird jedoch klar, welche geringe Bedeutung diesem Wissen im Gesamterinnerungsprozess beigemessen wird und wie sehr die Formulierung und Strukturierung von verschriftlichten Erinnerungen Überlebender bis heute auch immer von den lebensweltlichen Umständen und der Zeit des Erinnert-Werdens abhängig waren und sind.
44. Wolfgang Scheffler, Das Schicksal der in die baltischen Staaten deportierten deutschen, österreichischen und tschechoslowakischen Juden 1941–1945. Ein historischer Überblick. In: Wolfgang Scheffler, Diana Schulle (Hgg.), Buch der Erinnerung, wie Anm. 11, S. 13.

Die Autorin

Christin Sandow, Jahrgang 1987, studierte Holocaust Studies am Touro College Berlin.

Abstract

Der Beitrag untersucht Passagen des Erinnerungsberichts der deutschen Jüdin Käte Frieß, in dem sie im Sommer 1945 u.a. ihre Haft- und Überlebensbedingungen im KZ Fuhlsbüttel und im „Arbeitserziehungslager Nordmark“ schildert. Er erfüllt für die Schreibende dabei die Funktion der Kommunikation mit ihrem abwesenden Mann. Gegen Ende der Aufzeichnungen dient ihr das Schreiben auch zur Trauerverarbeitung und zur Verabschiedung von Georg Frieß, als dessen Ermordung Gewissheit wird. Vor dem Faktenhintergrund der geschilderten Ereignisse kann aufgezeigt werden, dass die Erinnerungen trotz aller psychologischen Implikationen sehr präzise sind und wichtige Aspekte aus Zeitzeuginnenperspektive belegen.